Jubiläums-Ausgabe

Lemberg, den 2. Oktober 1932

Folge 40.

Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. – Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge: 30 Groschen.

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen."
Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38



J. Schmidt. P. Neubeck. J. Pernhoffer Edler von Bärenkron († am 6. Juni 1913)

Drei Gründer des Volksblattes.

„Treue und Liebe dem deutschen Volke; Friede und Eintracht mit dem anderssprachigen Nachbar."

Das war die Losung der Begründer des Volksblattes, der Herren Josef Schmidt, Paul Neubeck und Julius Pernhoffer Edler von Bärenkron; das soll sie auch heute sein. Ihnen haben wir jetzt zu danken, daß wir eine eigene Zeitung haben, die das Sprachrohr aller zerstreut hierzulande wohnenden Deutschen ist.

In aller Stille wurden die Vorarbeiten zur Gründung des Blattes geleistet. Es war nichts da, als der gute und feste Wille. Als Drucker wurde Herr Andreas Mädler in Biala gewonnen, die Verwaltung übernahm Herr Julius Pernhoffer, Edler von Bärenkron, die Versendung und die Zeichnung als Schriftleiter Herr Andreas Sandauer, Eisenbahnunterbeamter in Lemberg, und die Zusammenstellung und Leitung des Blattes wurde in die Hände der Herren Neubeck und Schmidt in Przemyśl gelegt. Als dies alles ausgemacht war, lud Schmidt auf den 7. August 1907 nach Przemyśl die Vertrauensmänner zu einer Versammlung ein, auf der die Gründung des „Deutschen Volksblattes für Galizien" beschlossen wurde. Gleich wurde eine Sammlung eingeleitet, die 37.— Kronen ergab; 50.— Kronen übergab Herr Josef Kolb aus Brigidau als Sammelergebnis in seiner Gemeinde. Mit diesen 87.— Kronen hat Herr v. Pernhoffer die Verwaltung des Blattes übernommen. Am 18. August erschien die erste Folge. An 2000 Stück dieser ersten Nummer wanderten hinaus in die deutschen Siedlungen. Es liefen nun jeden Tag Bezugsanmeldungen, Bezugsgelder, Berichte und Aufsätze ein.

Vor 25 Jahren.

25 Jahre sind es her, daß das „Deutsche Volksblatt für Galizien" zum ersten Mal seinen Gang durch die deutschen Siedlungen unseres Gebietes antrat. Am 18. August 1907 erschien die erste Nummer. Es war das der Geburtstag des Kaisers Franz Josef und ein Geburtstagsgruß an den greisen Monarchen war das erste Wort in der ersten Nummer des neuen Blattes.

Aber dieser Geburtstagsgruß war nicht eine leere Höflichkeit, noch weniger ein Ausdruck oberflächlicher, schweifwedelnder dynastischer Anhänglichkeit, — sondern es war ein deutsches Manneswort — eine Antwort auf ein Wort, welches Franz Josef kurz vorher in seiner Thronrede gesprochen hatte und welches verdient, auch heute in Erinnerung gebracht zu werden.

„Es ist mein sehnlichster Wunsch" — so hatte der Kaiser gesagt —, „dereinst meinen Völkern als wertvolles Erbe den gesicherten Bestand ihrer nationalen Güter zu hinterlassen... Meiner Regierung habe ich es zur Verpflichtung gemacht, hierfür ihre ganze Kraft einzusetzen, und ich richte an alle, denen ihr Volkstum und das Wohl des ganzen Staates gleich teuer sind, die Bitte, mit ganzer Hingebung an der Erreichung dieses Zieles mitzuwirken."

Unter Bezugnahme auf diese Kundgebung heißt es in jenem Leitartikel vom 18. August 1907: „Mit ganzer Hingebung! hat der Kaiser gesagt. Ja, mit ganzer Hingebung wollen auch wir an dem großen Ziele arbeiten. Mit ganzer Hingebung wollen wir dem Staate dienen, dessen Untertanen wir sind. Mit ganzer Hingebung wollen wir auch das deutsche Volkstum pflegen, das köstliche Gut, welches wir von unseren Vätern ererbt haben. Hüten wir uns vor nichts so sehr, als vor dem Fluch der Halbheit. Was wir sind, das wollen wir auch ganz sein."

25 Jahre sind verflossen. Vieles ist anders geworden in der Welt und bei uns. Das alte Oesterreich ist in Stücke gegangen und es wird in der Weise, in der es vor fünf-

undzwanzig Jahren bestand, nie wieder auferstehen. Polen aber ist nach 150jähriger Zerstückelung und Knechtschaft wieder zu neuem Leben erstanden und damit ist ein geschichtliches Unrecht wieder gutgemacht worden. Aber Ruhe und Frieden ist heute noch weniger in der Welt, wie damals vor 25 Jahren. Die wirtschaftlichen und sozialen Nöte sind unendlich viel größer, die politischen und nationalen Gegensätze unendlich viel schärfer, als sie es damals vor einem Vierteljahrhundert waren.

Vieles ist anders geworden, aber vieles ist auch geblieben! Auch die Grundgedanken jenes Leitartikels vor 25 Jahren bestehen für uns heute unverändert fort! Die Treue gegen den Staat, dem wir nach Gottes Willen angehören, wollen wir auch jetzt halten. Es ist uns von Anfang an klar gewesen, als nach dem Ausgang des Weltkrieges unser Kleinpolen wieder zum Polenreich kam, dem es durch Jahrhunderte vorher angehörte, daß wir der neuen Obrigkeit ebenso getreu und selbstlos zu dienen haben, wie der, unter welcher wir vor dem Weltkrieg gestanden haben.

Was uns aber damals Herz und Seele erfüllte, was damals durch die deutschen Siedlungen Galiziens wie ein loderndes Feuer ging, das ist nicht erloschen, das gehört auch zu dem, was bleibt, zu dem Unvergänglichen, dem alle Stürme des Weltkrieges nichts anhaben konnten und das auch gegenwärtig in den vorhandenen Schwierigkeiten nicht untergehen darf. Das ist die Treue gegen unser angestammtes Volkstum und der feste Entschluß, dasselbe mit ganzer Hingebung zu bewahren.

Und war es vor 25 Jahren notwendig, vor der Halbheit zu warnen — dann ist es jetzt nicht minder notwendig!

Auch für den polnischen Staat, dem wir jetzt angehören, ist es sicher das Beste und Nützlichste, wenn er in den verschiedenen Nationalitäten, die er in sich zusammenfaßt, überall charaktervolle, ganze Männer hat, die wissen, was sie wollen, und auf die man sich auch in der Stunde der Gefahr verlassen darf.

Wir wollen unsere Pflicht als Staatsbürger des polnischen Staats gewissenhaft als ganze Männer mit deutscher Treue erfüllen. Aber wir wollen auch das, was wir von Natur sind, was wir unserem Blut nach sind, was wir den großen und herrlichen Traditionen unserer Väter nach sind, das wollen wir **auch jetzt** sein: **Deutsche**! Und in diesem Sinne wollen wir auch heute unsere Ausführungen wie vor 25 Jahren schließen mit den herrlichen Worten des großen deutschen Dichters und Freiheitskämpfers Ernst Moritz Arndt:

„Denn Treue steht zuerst, zuletzt
Im Himmel und auf Erden,
Wer ganz die Seele dreingesetzt,
Dem wird die Krone werden.
Drum mutig drein, und nimmer bleich,
Denn Gott ist allenthalben:
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben!“

Wolfram.

10 Jahre „Ostdeutsches Volksblatt“ — 25 Jahre „Deutsches Volksblatt“.

Wo immer auf Erden das Deutschtum bedrängt wird von einer Uebermacht Undeutscher, da wird seine Zukunft in allererster Linie davon abhängen, ob die Deutschen den Glauben, den Berge versetzenden Glauben an ihren völkischen Bestand haben.

Am 6. Ostermond 1922 erschien die erste Folge des „Ostdeutschen Volksblattes“, welches das Erbe des vor 25 Jahren begründeten „Deutschen Volksblattes für Galizien“ antrat. Wir glauben, daß nach den 10 Jahren des Bestehens des „Ostdeutschen Volksblattes“ gesagt werden darf, daß das Vermächtnis der Gründer des „Volksblattes“, Obertierarzt Josef **Schmidt**, Oberpolizeirat Paul **Neubeck** und des verstorbenen Julius **Pernhoffer**, Edlen v. Bärenkron, von ihm treu verwaltet wurde. Daß das „Volksblatt“ nach mehrjähriger Pause wieder erscheinen konnte, das ist dem „Berge versetzenden Glauben“ derer zu verdanken, die sich zusammenschlossen, um es wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Als am 31. Oktober 1918 die letzte Folge des „Deutschen Volksblattes für Galizien“ erschienen war, kamen nur wenige Stücke in die Hände der Bezieher, denn in der Nacht zum 1. November brach nach dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie der Kampf zwischen den Ukrainern und Polen um den Besitz Ostgaliziens aus, die Zeitungen gingen verloren, ebenso wie die ganze Auflage des „Zeitweisers“ des „Bundes der christlichen Deutschen in Galizien“ für 1919, die während der Kämpfe auf dem Hauptbahnhof in Lemberg der Vernichtung anheimfiel. Die Kriegsfurie tobte noch zwei volle Jahre in dem so schwer heimgesuchten Lande, und das völkische Leben unseres Volkssplitters drohte völlig zu verlöschen. Während der wenigen Monate des Bestehens der „westukrainischen Volksrepublik“ erschien, von dem langjährigen Mitarbeiter und Mitbegründer des „Volksblattes“, **Wolfram**, geleitet und vom „Deutschen Volksrat für die Westukraine“ herausgegeben, als Ersatz des Volksblattes „**Die neue Zeit**“. Mit der militärischen Besetzung Ostgaliziens durch die polnische Armee hörte auch dieses Blatt zu erscheinen auf. Im Jahre 1921 wurden in Lemberg Versuche unternommen, das „Deutsche Volksblatt für Galizien“ wieder erscheinen zu lassen, aber sie scheiterten, weil von den polnischen Behörden die Genehmigung hierzu nicht erteilt wurde. Zu Beginn des Jahres 1922 wurden die Bemühungen erneut aufgenommen. Es gelang, eine Anzahl deutscher Männer zu bewegen, die Mittel für die Gründung einer Verlagsgesellschaft bereitzustellen. Am 19. März 1922 fand die Gründung der „Deutschen Verlags-Gesellschaft m. b. H. in Lemberg“ statt, die es sich zur Hauptaufgabe stellte, das „Volksblatt“ wieder erscheinen zu lassen, sowie auch die Deutschen unseres Landes mit Büchern und künstlerischem Wandschmuck, Schulen, Pfarrämter, Gemeinden und Vereine mit Büchern, Lehrmitteln und Drucksachen zu versorgen. Zum ersten Geschäftsführer wurde der Schreiber dieser Zeilen, der die Gründung der Verlagsgesellschaft anregte und in die Wege leitete, bestellt, zu seinem Stellvertreter Lehrer Wilhelm Eger, zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates wurde Dir. Johann **Königsfeld** gewählt. Schon während der Vorbereitungen zu dieser Gründung wurden die früheren Mitarbeiter des „Volksblattes“ zu erneuter Mitarbeit aufgefordert. Dank des Umstandes, daß der „Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften“ das Papier für den Zeitungsdruck beschaffte, konnte die erste Folge des „Ostdeutschen Volksblattes“ schon wenige Tage nach der Gründung der Verlags-Gesellschaft erscheinen.

„Ein Rennen mit Hindernissen“ — so bezeichnete der erste Leitartikel des neuerstandenen Volksblattes seine Arbeit. Solcher Hindernisse gab es während der abgelaufenen 10 Jahre mehr als genug. Das Ziel der Arbeit ist jedoch immer im Auge behalten worden — dem Gedanken der Zusammengehörigkeit, dem Gedanken geistiger Verbundenheit, der Pflege der teuren Muttersprache und der deutschen Schule, der Erhaltung des von den Vätern ererbten Volkstums zu dienen.

Ohne das „Volksblatt“ hätte es keine völkische Arbeit, keinen „Bund“, keinen „Verband“, kein „Deutsches Haus“ in Galizien gegeben. Diese Feststellung dürfen wir ohne Ueberheblichkeit machen. Dem Wiedererscheinen des „Volksblattes“ ist mit zum großen Teile die Wiederbelebung des gesamten völkischen Lebens in unserem Lande zu verdanken. Namentlich die Förderung des deutschen Gedankens in den katholischen Siedlungen ist ein Verdienst des „Volksblattes“, das in den 25 Jahren seines Bestehens sich unermüdlich für die deutschen Katholiken eingesetzt hat. Die Kunde vom Deutschtum in Galizien in die Welt getragen zu haben und vor allem zur Weckung eines eigenen Schrifttums mit beigetragen zu haben, dessen darf sich das „Volksblatt“ ebenfalls in aller Bescheidenheit rühmen.

Doch nicht die Aufzählung von Verdiensten soll in diesen Zeilen erfolgen, sondern es soll bekundet werden, daß das „Volksblatt“ jederzeit bemüht war, die sich selbst gestellte Aufgabe zu erfüllen. „Nicht Haß oder Trotz gegen andere“ — so schrieb vor fünf Jahren **Wolfram** —, „nicht irgendwelche politische Nebengedanken, sondern einzig und allein die heiße Liebe zu dem teuren Volk unserer Väter, das Mitleid mit seiner bedrückten Lage in diesem Lande, das Gefühl der ernsten Verpflichtung gegenüber den notleidenden Volksgenossen — das allein war es gewesen, was uns die Feder in die Hand gedrückt hat. Zusammenbringen wollten wir die, wenigstens geistig, die zerstreut, oft weit voneinander entfernt, in andersgläubiger Umgebung in ständiger Gefahr schwebten, das kostbare Gut ihres Volkstums zu verlieren.“

Seine Aufgabe hätte das „Volksblatt“ niemals erfüllen können, wenn nicht so viele treue Mitarbeiter ihm dabei geholfen hätten. Ihnen allen sei herzlicher Dank gesagt. Denen, die sich in der Schriftleitung mühten, denen, die durch Mitarbeit in den einzelnen Teilen des Blattes zu seiner Vielgestaltigkeit und Vertiefung beitrugen, denen, die durch Einsendung von Berichten aus den Gemeinden und Vereinen dazu beitrugen, daß die Kunde vom Leben und Streben unseres Volkssplitters verbreitet werde, denen, die durch Werbung



Schulrat Dir. P. Theod. Butschek.

von Lesern und durch opferwillige Mitarbeit beim Einziehen der Bezugsgebühren zu seinem Bestande beitrugen, allen, auch dem bescheidensten Helfer, sei treudeutscher Dank gesagt. Das „Volksblatt“, auf sich allein gestellt, mit nur geringem Leserkreis, hat nicht wie andere Zeitungen klingenden Lohn seinen Mitarbeitern zahlen können. Möge ihnen das Bewußtsein, mitgeholfen zu haben an einem Werke selbstloser Hingabe und treuer Pflichterfüllung, der schönste Lohn sein.

Die „Deutsche Verlagsgesellschaft m. b. H.“, jetzt „Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. in Lemberg“, die dem „Volksblatt“ zu seinem Wiedererscheinen verhalf, hat sich, wie eingangs erwähnt, noch andere Aufgaben gestellt. Widrige wirtschaftliche Verhältnisse, mangelndes Verständnis für ihre Aufgaben in vielen Kreisen unseres Volkes, und andere Umstände, die wir heute lieber nicht anführen wollen, haben die beabsichtigte Entwicklung gehemmt und sie nicht zur völligen Entfaltung gebracht. Sie wird aber weiter als Träger der übernommenen Verpflichtungen darnach streben, sie nach Möglichkeit zu erfüllen.

Das „Volksblatt“ tritt heute ins zweite Vierteljahrhundert. Mein inniger Wunsch ist es, daß es sein 50jähriges Bestehen feiert in einem blühenden und aufstrebenden Volkstum, als Führer, Wegweiser und Mahner, als Bruderband von Ost nach West und Nord und Süd, als Hüter deutscher Art, als Hort deutschen Wesens, als Spiegelbild in fremder Umwelt treu bewahrten Volkstums, als Erfüllung der Wünsche und Hoffnungen, die seine Begründer und Wiedererwecker am ersten Tage seines Erscheinens und am Tage seines Wiedererscheinens hegten.

Möge der Leserkreis ständig wachsen und dem „Volksblatt“ die Möglichkeit zu weiterer Entfaltung und Verbreitung geben. Möge es Leiter und Mitarbeiter haben, die reinen Herzens ihrem Volke treu dienen und sich bewußt sind, daß sie Ererbtes und Uebernommenes treu hegen und von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererben müssen. Möge es unserem Volke in Galizien niemals an dem „Berge versetzenden Glauben“ fehlen, der ihm helfen soll, seinen Bestand zu erhalten. Das walte Gott!

Heinz Heckel.

Meine Begegnung mit dem Volksblatt

Es war im Sommer des Jahres 1909. Meine Ferienzeit ging zu Ende; je näher jedoch der Schulbeginn heranrückte, je fester hieß es daheim beim Drusch mithelfen, damit soviel als nur irgend möglich mit unbezahlten Kräften zu Ende gebracht werden konnte. Der Arbeiter war teuer, das Geld rar, da mußte also alles ran an die neuerworbene Handdreschmaschine, was zum Haus gehörte. So zogen sich die Tage hin, einer wie der andere, bis einmal das eintraf, was zum Wendepunkt in meinem Leben und zum Wendepunkt im Leben so manches Gemeindegliedes werden sollte. Der Büttel brachte die Post ins Dorf. Und während er an unsere Scheune kam, um uns irgendein Schreiben zu überreichen, sah ich in seiner Hand etwas, was mir neu vorkam. Ich nahm es ihm ab, um nachzusehen, was es wohl wäre und stellte fest, daß es einige Nummern des „Deutschen Volksblattes für Galizien“ waren, die die Anschrift einzelner Grundwirte unseres Dorfes trugen. Das war etwas Neues für uns. Wir kannten und lasen die „Bukowiner Nachrichten“, die vor etwa zwei Jahren von irgendjemand eingeführt wurden, aber ein „Volksblatt“ kannten wir nicht. Das mußte aus Neugierde durchgelesen werden, und das Glück war mir hold, denn eine Nummer war an einen Grundwirt gerichtet, der nicht mehr lebte; diese konnte man sich also „ausborgen“. Gedacht — getan. Aber bei der Arbeit ist keine Zeit zum Lesen. Erst am Abend ging ich mit meinem Onkel an das Studium der Zeitung. Ich las, er hörte zu und je länger, je mehr wuchs unser Staunen über die Dinge, die man da zu lesen bekam. Wie — fragten wir uns — gibt es außer unserem Dörfchen und außer Makora, Dobermil und Pitnitz und Kalow und Kranzberg, die wir kannten, noch andere deutsche Dörfer in Galizien? Und sie sprachen dieselbe Sprache, wie wir und haben sich sogar einen Bund in Lemberg geschaffen und geben eine eigene Zeitung heraus? Und für diesen Bund sollen Briefmarken und Staniolpapier gesammelt werden?

Das Blatt wanderte in meinen Koffer und bald darauf mit mir in die Stadt, der Adressen wegen, die darin angegeben waren. Und nun wurde fleißig gesammelt, und als ich glaubte, eine genügende Menge Staniolpapier beisammen zu haben, schrieb ich nach Lemberg. Wo ich mit dem Papier hin solle? Eine fremde Absenderadresse mußte ich angeben, denn ich wohnte bei polnischen Leuten, die sahen es nicht gerne, wenn ich aus der Schulbücherei ein deutsches Buch zum Lesen nach Hause mitbrachte. Wenn die gar einen Brief vom Bund in die Hand bekamen — na! Eine Verwandte mußte also herhalten. Und prompt kam aus Lemberg die Antwort: „Wenden Sie sich an Herrn Julius Pernhoffer, Edlen von Bärenkron, der wird Ihnen das Weitere mitteilen.“ Donnerwetter! Das war eine Ueberraschung, so ein Adliger mit dem langen Namen. Einige Wochen vergingen, bis das arme Studentlein es wagte, schüchtern an die Türe des „Gewaltigen“ anzuklopfen. Und eine Weile später stand ich vor einem alten Herrn, der — als er mein Anliegen hörte — mir freudig die Hand schüttelte und meinte, nun müsse ich wenigstens wöchentlich einmal zu ihm kommen, er würde mir immer das „Volksblatt“ und deutsche Bücher aus seiner Bücherei zum Lesen geben und im Falle seiner Abwesenheit würde sein Diener mir das Gewünschte stets zur Verfügung stellen.

Und nun begann für mich die Zeit der völkischen Erziehung. Was wußte ich viel vom lebendigen Deutschtum? Ich kannte wohl Werke von Goethe und Schiller, Grillparzer und Lessing, ich wußte auch einiges von Bismarck, den Onkel Sonnabend und Vetter Kraus immer den großen Mann nannten, den aber meine Professoren und Mitschüler haßten, weil er ein Feind des polnischen Volkes gewesen sein soll. Ich wußte endlich auch, wer Luther gewesen ist, denn unser Dorfgeistlicher ließ keine Predigt vorübergehen, ohne die „Luthern und Heiden“ in die Hölle verdammt zu haben. Aber sonst? Vom lebendigen, gegenwärtigen Deutschtum wußte ich wenig, und von dem nächsten, dem galizischen — gar nichts. Jetzt wurde es anders. Ich bekam jede Woche das „Volksblatt“, las es teils bei meinem „Erzieher“, teils daheim unter den Büchern versteckt, und es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Ich wurde von Woche zu Woche sehender und was ich aus dem „Volksblatt“ nicht erfuhr, das vermittelte mir Herr v. Pernhoffer oder seine Bücher. Und als ich eines Tages Einharts „Deutsche Geschichte“ zum Lesen bekam, da legte ich mich für zwei Tage „krank“ ins Bett, um ja nur in der Lektüre nicht gestört zu werden.

Doch bald genügte mir das „Alleinwissen“ nicht mehr. Es waren ja mehrere Schwabensöhne am Gymnasium, auch sie sollten an meinen Schätzen teilhaben. Das wie und wo wurde bald gelöst: Meine Verwandte stellte uns ein Zimmer zur Verfügung, in welchem wir wöchentlich einmal zusammenkommen sollten. Wir wußten ja, wie man so etwas macht, von den geheimen polnischen Zirkeln her, zu welchen wir immer zugezogen wurden. Wir wußten nicht nur den Schein zu wahren, sondern auch die Zeit des Beisammenseins entsprechend auszufüllen. Was ich gelesen und gehört, teilte ich meinen „Mitverschworenen“ mit, dann lasen wir gemeinsam das neueste „Volksblatt“, besprachen einzelne Mitteilungen und Vorfälle, nahmen die uns von Herrn v. Pernhoffer ausgeliehenen Bücher in Empfang, bis wir eines Tages den Wink bekamen, die Zusammenkünfte einzustellen, denn es habe irgendjemand Wind davon bekommen und es bestehe die Gefahr, daß die Sache der Direktion der Anstalt mitgeteilt werden könnte. Dadurch verlor ich die Verbindung mit den anderen, nur einer, Fritz Melchert, Sohn eines Deutschmähren und einer Polin, blieb treu, bis ihn eine feindliche Kugel im Kriege niederstreckte.

Heute, nach fast einem Vierteljahrhundert, denke ich immer dankbar an jene Zeit zurück, gedenke dankbar des Zufalls, der mir das „Volksblatt“ in die Hände gespielt, gedenke dankbar Herrn v. Pernhoffers, der mein Lehrmeister wurde. Ich hatte zwar starken Rückhalt an Mutter und Onkel, doch der Einfluß der Schule war mindestens ebenso stark, wenn nicht stärker, und so wäre ich wahrscheinlich denselben Weg gegangen, den so viele andere Schwabensöhne unbewußt gegangen sind. Und ich denke an das Wort Fritz Melcherts nach unserer Reifeprüfung: „In mir schlummerten zwei Seelen, eine polnische und eine deutsche. Ich danke dir, daß du letztere in mir geweckt hast.“

Gertold.



Die deutsche katholische Roseggerschule in Mariahilf bei Kolomyja.
Eröffnet am 5. September 1910.

Zur Einweihung dieser Schule schickte Dr. Peter Rosegger folgendes Schreiben: „Ihre Mitteilung freut mich. Die deutsche Schule in Mariahilf, die meinen Namen führt, wird auch nach meinem Grundsatz wirken: Nur zu Schutz, nicht zu Trutz! Müssen wir unsere anderssprachlichen Nachbarn schon als völkische Gegner betrachten, so doch niemals, niemals als persönliche Feinde. Heil und Freude der Roseggerschule in Mariahilf!“

1907 Unser Volksblatt — ein Jubilar 1932

Unser liebes „Deutsches Volksblatt“ feiert seinen 25. Geburtstag. Wir wollen ihn, liebe Volksgenossen, im engen, trauten Kreise unserer Volksgemeinschaft schlicht und einfach begehen. Denn es hat uns seit seiner Geburt ein Vierteljahrhundert lang treu und redlich gedient. Die Ältern unter uns, die noch an seiner Wiege standen, und jene, die es heranwachsen und erstarken, gefährdet, bedrängt und wieder gesundet miterlebt haben, werden heute gewiß gern an die Geschichte seiner Entstehung sich erinnern lassen. Unsere Jugend hinwiederum möge aus diesen Erinnerungen der Alten erkennen lernen, daß wir Deutschen Glieder eines großen Volksstammes sind, gemeinsame heilige Interessen haben, unser Volkstum in Geschichte, Sprache, Sitten und Charakter wahren und pflegen sollen und zusammenhalten müssen, falls wir als Deutsche wirtschaftlich, sittlich und geistig nicht schmählich zerrieben und aufgezehrt werden wollen, eine Gefahr, an der wir vor 25 Jahren hart vorüberkamen. Denn damals waren wir nahe daran, dieses unwürdige Schicksal des völkischen Untergangs zu erleiden, wenn nicht beherzte Männer in letzter Stunde uns zur Sammlung, zum Zusammenschluß aufgerufen hätten. In jener so denkwürdigen Versammlung des Sommers 1905 in Lemberg im Krakauer Hotel, die von Vertretern der evangelischen und katholischen Kolonien beschickt war, fiel die Losung: nicht auswandern, sondern im Lande bleiben, sich organisieren, sich wirtschaftlich und kulturell auf die eigenen Beine stellen! Als erstes und dringendstes Erfordernis dieser Gemeinschaftsarbeit galt es, eine Zeitung als Sprachrohr unserer Belange zu schaffen. Zwei Jahre darauf, am 18. August 1907, erschien die erste Nummer des Volksblattes.

Verfolgen wir nun seine Entwicklungsgeschichte bis zum heutigen Tage. Der Ruf zur Sammlung und Gründung eines eigenen Organs hatte in den Kolonien wie ein Zauberwort gewirkt. Drei Männer stehen als Gründer des Volksblattes in unserer dankbaren Erinnerung: Julius Pernhoffer Edler von Bärenkron, Militärintendant in Przemyśl (gestorben am 6. Juni 1913), Josef Schmidt, Tierarzt, gegenwärtig Einsiedel bei Marienbad in der Tschechoslowakei, Polizeikommissär Paul Neubeck, damals in Lemberg jetzt Hofrat in Pension in Wien.

Unser Blatt erschien als „Deutsches Volksblatt für Galizien“ bis zum 30. Juli 1910 (IV. Jahrgang, 89. Folge) alle 14 Tage Freitags, nur die erste Nummer vom 18. August 1907 war an einem Samstag herausgekommen. Von der Nummer 90 an (August 1910) erscheint es bis zum heutigen Tage als Wochenblatt. Welchen technischen und redaktionellen Veränderungen es im Laufe der 25 Jahre, besonders im Weltkriege und nach dem Umsturz erlag, wird aus den Zusammenstellungen weiter unten erhellen. Hier sei vorweggenommen, daß es von Anbeginn kein privates, auf Gewinn berechnetes Blatt war, sondern ein Volksblatt im besten Sinne des Wortes, ein dem gesamten Deutschtum in unserm Heimatlande eigenes Organ ist, das von Vertrauensmännern verwaltet und geleitet wird. Anfänglich, bis zum 30. Juli 1910, war die Schriftleitung in Lemberg, ul. Bartosza Głowackiego 10, die Verwaltung war in den Händen der drei Gründer in Przemyśl, ul. 3. Maja, II. Stock. Von da an beides in Lemberg, ul. Zielona Nr. 9 im I. Stock, bis zum 20. April 1916, seitdem Zielona 11 ebenerdig. Am 7. Februar 1926 ging es in das Eigentum der Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. über. Gedruckt wurde es bis zum 6. Jänner 1911 bei Andreas Mädler in Biala, hierauf bis zum 29. Jänner 1913 bei Johann Eichelberger in Lemberg, Ringplatz 10, dann bis zum 21. August 1914, also bis zum Weltkriege, in derselben Offizin des „Dilo“. Während der Besetzung Lembergs durch die Russen und nach der Wiedereroberung der Stadt bis ins Jahr 1916 hinein, war eine Wiederaufnahme der Arbeit am Volksblatt unmöglich gewesen. Es erschien wieder erst am 20. April 1916. Aber der Zusammenbruch der österreichischen Monarchie und der Ausbruch des polnisch-ukrainischen Bürgerkrieges legte unsere Arbeit wieder lahm. Mit der Nummer 44 (406) vom 31. Oktober 1918 erschien die letzte Folge unter dem Titel „Deutsches Volksblatt für Galizien“. Am 7. April 1922 begann es als „Ostdeutsches Volksblatt für Kleinpolen“ wieder zu erscheinen und erscheint als solches bis heute. Gedruckt wird es in Kattowitz in der „Vita“, Druckerei-Gesellschaft m. b. H.

Stryjer Zweigverein.

Sitzend: von links: Lehrer Niemczyk, Schulrat Butschek, Oberlehrer Mohr, Pfr. Sen. Royer.

Die Reihe der verantwortlichen Schriftleiter war: A. Sandauer bis 1. Februar 1908 (Jahrgang I, Folge 13), Eduard Kahl bis 18. Dezember 1908 (Jahrgang II, Folge 36), Johann Senger bis 31. Dezember 1909, Hans Roland bis 21. Juni 1912 (Jahrgang VI, Folge 166), Rudolf Völker bis 21. August 1914 (Jahrgang VIII, Folge 274). Dann folgte die große Unterbrechung durch die Kriegsereignisse.

Nach der Rückeroberung Lembergs erschien das Volksblatt unter der Leitung von Lehrer Karl Kühner (20. April 1916 bis Ende des Jahres), dann übernahm die Schriftleitung Herr Karl Bisanz (1. Jänner 1917 bis 31. Oktober 1918). Nach der Unterbrechung durch den polnisch-ukrainischen Bürgerkrieg leitete Heinz Heckel das nunmehrige „Ostdeutsche Volksblatt für Kleinpolen“ vom 6. April 1922 bis zum 14. Juni 1923 selbständig, dann beurlaubt, wurde er von Stanislaus Terletzki, Jakob Huber und Wilhelm Eger bis zum 5. Oktober 1924 vertreten. Hierauf zeichnete als verantwortlicher Schriftleiter Jakob Rech bis zum 18. Oktober 1925, Willy Ettinger bis zum 29. Aug. 1926, abermals Jakob Rech bis zum 2. Oktober 1927, Karl Krämer bis zum 29. Dezember 1929, Willi Bisanz bis zum 5. Juli 1931, Rudolf Bolek bis zum 28. Februar 1932, am 1. März übernahm die Schriftleitung der jetzige Schriftleiter Jaques Keiper.

Die Zahl derer, die am Volksblatt schriftstellerisch mitarbeiteten, ist groß. Es waren Politiker, Wirtschaftler, Gelehrte, Pfarrer, Lehrer, Dichter und Schriftsteller, Handwerker, Landwirte, überhaupt alle Stände und Berufskreise stellten ihre Mitarbeiter. Es ziemt sich wohl, am 25. Jubeltage auch ihrer zu gedenken. Ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben, seien folgende Namen (und Decknamen) in bunter Ordnung genannt: Moritz Stopper († Herbst 1916 in Graz), Pfarrer Heinrich Czerwenzel († 14. April 1917 in Zakopane), Pfarrer Dr. Zöckler, Josef Schmidt, Paul Neubeck, Pfarrer Hugo Gerstberger, Dr. Ludwig Schneider, Konrad, Gustav Mauthe († 4. Juli 1918), Eckmar, Gertold, Valentin Kolb, Andreas Bolek, Rudolf Bolek, Professor Dr. R. Fr. Kaindl († 15. März 1930 in Graz), Dr. Hans Pokorny († 25. Jänner 1931), Erwin Mirsch (gefallen im Weltkrieg), Universitätsprofessor Dr. Karl Völker, Rüdiger, 'K. Mayer, F. Zoubek, Pfarrer Dr. Georg Faust, Jakob Rudolf, Johann Reichert, Johanna Vellhorn, Karl Dankwart Zwerger, Eckhardt, Friedrich Dreßler, Prediger Heinrich Pauls, Jakob Reinpold, Oskar Jenkner J. Massinger, Schulrat Theodor Butschek, R. Fridolin, Hans Roland, Hans Linnert, Franz Namer (gestorben im Weltkrieg), Lehrer Dümler, Harro Canis, Pfarrer Otto Bauer, Pfarrer Schick, Universitätsdozent Dr. theol. Dr. phil. Hans Koch, Karl Krämer, Landwirt Philipp Heuchert, Alfred Karasek, Arthur Wagner, Lehrer Hennig, Pfarrer Gesell, Pfarrer Kreutz, Professor Julius Krämer, Pfarrer Willi Lempp, Professor Ferdinand Lang, Lehrer Enders, Bill, Elfriede Vellhorn, Pfarrer Dr. Fritz Seefeld, Lehrer Mensch, Lehrer Lanz, Viktor Heyn (gefallen im Weltkrieg), Abgeordneter Robert Piesch, Senator Erwin Hasbach, Lehrer Karl Kühner († 30. Jänner 1929), Else Kassay-Horalewicz, Lehrer J. Kopf, Lehrer Willi Bisanz, Alfred Schmidt, Direktor Johann Müller, Willy Opern, Hans Peter, Fritz Kipper, Professor Martin Hennig, Valentin Wagner, Heinrich Kipper, Josef Kolb (†), H. Dreßler, G. Rilling, Friedrich Rech, Dr. E. v. Behrens, Prof. Bachmann und andere mehr.

Der Charakter des Volksblattes war durch das Programm gegeben, das das aus 100 jähr. Schlafe erweckte nationale Bewußtsein sich aufstellte und das kurz lautete: völkische Schutzarbeit. Da unsere Geschichte seit unserer Einwanderung in unsere Heimat uns gelehrt hatte, daß uns weder die damalige Wiener Zentralregierung, noch die Landesregierung irgendwelche Förderung angedeihen lassen wollte, und wir national, wirtschaftlich und kulturell allmählich aber sicher aufgerieben werden würden, falls wir uns zur Selbsthilfe nicht aufrafften, schritt das hiesige Deutschtum zu dieser Selbsthilfe, zur Abwehr des drohenden völligen Unterganges. Das war das Programm unserer Bewegung, das das Volksblatt gleich in der ersten Folge vom 18. August 1907 entwickelte: „Den Gemeingeist, das Zusammengehörigkeitsgefühl wecken... Für das Recht, für die Sprache unserer Stammesgenossen eintreten, ohne im Geringsten gegen den anderssprechenden Nachbarn aufzutreten... Wir wollen nie das religiöse Gefühl eines Stammesgenossen antasten, auf Grund des Glaubens machen wir keinen Unterschied, ein Stamm, ein Volk von Brüdern und Schwestern sind wir... Wir wollen dem anregend und belehrend an die Hand gehen, zur Verschönerung der deutschen Siedlungen anregen und dadurch zur Hebung der Heimatliebe beitragen... Wir wollen das deutsche Volksbewußtsein, die Liebe zum deutschen Volke heben... Wir wollen Käufe und Verkäufe, deutsche Stellen und Geschäfte an Deutsche vermitteln.“ Nach außen Abwehr gegen alles Schädliche, nach Innen Aufbauarbeit, das war die Aufgabe, die man sich gestellt hatte. Gemessen an den andern, den nichtdeutschen Blättern des Landes, unterschied sich das Volksblatt und unterscheidet sich bis auf den heutigen Tag durch folgendes: es treibt keine Angriffspolitik gegen andere Nationen oder Parteien, es ist kein Sensationsblatt, sondern es ist ein sittlich ernst gehaltenes Wochenblatt, politisch nur ein Nachrichtenblatt, ein deutsches Familienblatt, wie es einmal ein deutscher Landmann genannt hat, man könnte es auch ein deutsch-völkisches Fachblatt für alle unsere Belange benennen. Gewiß wurde es gleich im Anfang seines Erscheinens in eine Fehde mit chauvinistischen polnischen Blättern hineingezogen, als diese über uns mit Schmähungen herfielen, von einer „deutschen Gefahr“ zeterten, weil wir es gewagt hatten, noch als Deutsche zu gelten und nicht restlos zum Kulturdünger werden wollten. Der Kampf um unser Lebensrecht war hart, mitunter sehr scharf, aber er mußte durchgekämpft werden.

Schon in der ersten Folge hatte das Volksblatt den Zusammenschluß aller Volksgenossen im „Bunde der christlichen Deutschen in Galizien“ angekündigt und sein Arbeitsgebiet als Schutzverein dargelegt. Die Gründung des Bundes erfolgte am 21. September 1907. Nicht ohne Rührung und Stolz schauen wir heute auf die ungeheure Schutzvereinsarbeit zurück, die der Bund in den 16 Jahren seiner friedlichen deutschen Aufbauarbeit in unseren Kolonien geleistet hat, bis er am 28. April 1923 behördlich aufgelöst wurde. Das Volksblatt aber

Volksblatt und Kirche

Im Blick auf das 25jährige Jubiläum unseres „Volksblattes" darf wohl auch ein Wort über das Verhältnis des „Volksblattes" zur Kirche gesprochen werden. Ja in gewissem Sinne ist es Pflicht der Vertreter der Kirche, an diesem Erinnerungstage das Wort zu nehmen, um dem „Volksblatt", das in vielen, ja in den meisten Dingen mit den Vertretern der Kirche zusammen für das Wohl unserer Gemeinden gearbeitet hat, ein Wort des Dankes und eine Ermutigung für die Zukunft auszusprechen.

Es ist nicht überall so, daß die sogenannte völkische oder nationale Presse mit der Kirche Hand in Hand geht. Es gibt vielfach leider auch Preßorgane, wie es ganz völkische Richtungen gibt, die direkt die Kirche bekämpfen und ihr nicht nur dadurch ihre Arbeit erschweren, sondern ebensosehr auch der völkischen Sache schaden. Es darf mit Genugtuung festgestellt werden, daß auf dem vor kurzem in Wien stattgehabten Minoritätenkongreß mit großer Einmütigkeit die Zusammengehörigkeit der kirchlichen und der völkischen Arbeit betont und auch eine dahin gehende Entschließung gefaßt wurde. Es wurde auf diesem Kongreß auch wiederholt hervorgehoben, daß gerade auch die Vertreter der Kirche es sind, welche innerhalb der völkischen Minoritäten durch treue Fürsorge auf dem wichtigsten aller Gebiete, gerade auf dem religiösen Gebiet, auch für die Muttersprache und das Volkstum Großes geleistet haben.

Die Zusammengehörigkeit der beiden großen geistigen Mächte, der Kirche und des Volkstums, ist bei uns von Anfang an, als vor 25 Jahren die nationale Schutzbewegung in unseren Gemeinden Fuß faßte, erkannt und mit ganz unbedeutenden Schwankungen festgehalten worden.

Es war nicht ganz leicht — besonders im Blick auf die römisch-katholische Kirche, der unser „Volksblatt" in der Vorkriegszeit und auch während der Kriegsjahre wiederholt den Vorwurf machen mußte, daß sie ihre Pflicht an den deutschen katholischen Gemeinden nicht genügend erfülle. Es geschah dies aber stets nicht in einem feindseligen Geist, sondern im Tone des treuen besorgten Freundes, der den Freund mahnen will, das zu tun, was er gerade nach seinen eigenen Idealen und Grundsätzen zu tun schuldig ist. Seit durch die Gründung des Verbandes deutscher Katholiken in Polen zwar dem hier bestehenden Mangel nicht ganz abgeholfen, aber doch ein kräftiger Wille zur Abhilfe gerade seitens einflußreicher deutscher katholischer Kreise gezeigt worden ist, sind die Reibungen auf diesem Gebiet, die in früheren Zeiten unvermeidlich waren, seltener geworden.

Die evangelische Kirche wird es immer wieder dankbar begrüßen, daß neben dem „Evangelischen Gemeindeblatt" in unsere Siedlungen ein Blatt in der Muttersprache der Gemeinden kommt, welches der Bedeutung, die die Kirche in denselben hat, durchaus gerecht wird und in welchem die Vertreter der Kirche stets, wenn sie es wünschen, zu Worte kommen können.

In der Tat ist es mehr wie je nötig, daß alle, die unser Volk lieb haben, zusammenstehen! Und wie sollten gerade die Vertreter der Kirche das Volk, dem sie dienen wollen, für das sie sich vor Gott verantwortlich fühlen, nicht lieb haben? Sie können es auch nur erwarten, daß ihnen Liebe und Verständnis entgegengebracht wird, wenn sie selbst liebevoll auf die innersten und tiefsten Bedürfnisse des Volkslebens eingehen. Darum wird vor allem auch die Pflege des Schulwesens, die Fürsorge für Gottesdienst und Religionsunterricht in der teuren Muttersprache, die Mitarbeit an einer gesunden, reinen und wahrhaft bildenden geistigen Atmosphäre in unseren Gemeinden von der Kirche als ihre Aufgabe betrachtet werden.

Unser kleiner Volkssplitter steht gegenwärtig auch in der allerschwersten Gefahr. Und die schlimmsten Gefahren drohen nicht von außen, sondern von innen. Es gilt jetzt, die eigentlichen Hochburgen jedes gesunden Volkstums, das Familienleben, die Ehe, die Erziehung der Kinder in der Treue gegen das heiligste Erbe der Vergangenheit — es gilt die großen geistigen Zusammenhänge unseres Volkes zu pflegen und das alles doch in einer Weise, die den Verhältnissen, in die uns Gott hineingestellt hat, den Pflichten, die wir als Bürger unseres Staates haben, vollkommen gerecht wird. Möchte die Zusammenarbeit der Kirche und ihrer Organe mit der völkischen Arbeit und vor allem mit unserem lieben „Volksblatt" auch in Zukunft gesegnet sein!

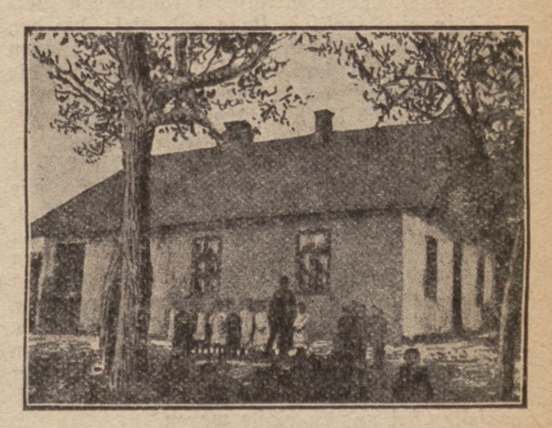
Stanislau. D. Th. Zöckler.

Gustav-Adolf-Gabe für die polnische Diaspora

Generalsuperintendent D. Blau überreicht die Jubiläumsmillion

Posen, 21. September. Bei der gestrigen Abstimmung über die sogenannte große Liebesgabe der Gustav-Adolf-Stiftung wurde an erster Stelle die evangelische Diaspora in Polen gewählt, der die stattliche Summe von rund 100 000 Mark zugesprochen wurde. Die Summe ist für die Ausbildung kirchlicher Führer in der Diaspora Polens, und zwar nicht nur für Pfarrer, sondern für kirchliche Berufsarbeiter aller Art bestimmt. Die große Liebesgabe erreichte in den früheren Jahren höchstens einen Betrag von 30 000 Mark. Infolge der Jubiläumssammlung, die bekanntlich über 1 Million ergeben hat, ist der Betrag diesmal so stark erhöht worden.

Das Ergebnis der seit 3 Jahren durchgeführten Jubiläumssammlung in Groschen, das den genauen Betrag von 1 162 684 Mark ausmacht, wurde dem Zentralvorstand der Gustav-Adolf-Stiftung in einem feierlichen Festakt überreicht. Generalsuperintendent D. Blau, der selbst langjähriges Mitglied des Vorstandes ist, übergab diese reiche Spende an der die evangelischen Gemeinden von Posen und Pommerellen wesentlich beteiligt sind, nämlich mit einer Summe von 72 000 Mark. Pro Kopf haben die Gemeinden von Posen und Pommerellen 24 Pfennige aufgebracht und die Gemeinden in Ost-Oberschlesien 21,4 Pfennige. In der Tschechoslowakei kamen auf den Kopf 12,6 Pfennige. Die Diasporagemeinden haben damit das Reich weit übertroffen. Dort wurde die höchste Summe in Waldeck aufgebracht, wo 12,2 Pfennige auf den Kopf entfielen; die nächst höchste Beteiligung hatte Württemberg, das auch in früheren Jahren immer an erster Stelle mit den Gustav Adolf-Gaben stand. Es hat diesmal pro Kopf 10 Pfennige aufgebracht. Alle anderen reichsdeutschen Gebiete folgen in weitem Abstand. Die Spende ist ein Ausdruck des Dankes für alle reiche Liebe und Treue, die der Gustav-Adolf-Verein in den 100 Jahren seines Bestehens dem evangelischen Deutschtum geschenkt hat.



Deutsche Schule in Grabowiec bei Stryj.

Im Jahre 1870 haben die Deutschen in Grabowiec den Bau eines Schulhauses begonnen, und 1871 wurde es eingeweiht und die Schule eröffnet. Ist das Gründungsjahr dieser Schule schon historisch, so wurde sie für uns Deutsche in Kleinpolen noch dadurch besonders denkwürdig, daß in diesem schlichten Schulhaus am 8. Juli 1917 jene bedeutsame und begeisterte Versammlung, bei der alle Stände und alle Glaubensbekenntnisse der Deutschen in Galizien vertreten waren, stattgefunden hat, um die Gründung des „Bundes der christlichen Deutschen in Galizien" zu beschließen.

Einst und jetzt...

„Noch läuten aus der alten Heimat Glocken,
die Glocken unsrer Väter treu und schlicht.
Doch frißt der Wurm ihr seliges Frohlocken,
und Blitz auf Blitz zerstört das Friedenslicht."
A. Müller-Guttenbrunn.

Lang, lang ist's her, daß unsere Altvordern ihre neue Heimat in diesem Lande fanden. Klein war der Raum, der ihnen zum Leben angewiesen ward, und zerstreut vom äußersten Westen bis zum fernsten Osten lagen ihre Siedlungen, wie Oasen in einer Wüstenei. Und je länger, je enger wurde der Raum, die Sippen bröckelten ab und suchten sich anderwärts Lebensmöglichkeit, bis vor einigen Jahrzehnten eine Massenauswanderung einsetzte und die Kolonien stark zu gefährden drohte. Den Führern unseres kleinen Völkleins gelang es in letzter Stunde, die unbesonnene Flucht der Volksgenossen zum Stillstand zu bringen, aber viele Siedlungen hatten bereits unter dieser Bewegung stark gelitten, einzelne von ihnen waren zu Zwerggemeinden zusammengeschrumpft und schienen ihre Lebenskraft ganz eingebüßt zu haben. Und noch enger wurde nun ihr Lebensraum. Einst übergab der Vater einem seiner Söhne ungeteilt die Wirtschaft, die übrigen Kinder wurden anderweitig versorgt, heute werden die Wirtschaften, die an und für sich nicht viele Joch umfassen, unter die Erben gleichmäßig verteilt und dadurch zerstückelt, ihr Ertrag wird immer geringer, der Wohlstand sinkt, und die Leute verarmen.

Der Weltkrieg brauste wie ein Orkan über unser Land hinweg, zerstörte manche Kolonie bis auf den Grund und machte deren Insassen obdachlos. Die Wohnhäuser, Wirtschaftsgebäude und Schulen in Schutt und Asche, viele Kirchen stark beschädigt — ein Bild des Jammers! Noch sind die furchtbaren Schäden des Krieges nicht gutgemacht, denn die allgemeine wirtschaftliche Not läßt die Menschen nicht zu Atem kommen, aber der Deutsche ist zähe und läßt sich nicht leicht unterkriegen!

Doch eins tut vor allem not: Rückkehr zu den Sitten, zu der einfachen Lebensführung unserer Väter! Wenn unsere Brüder auf dem Lande das vergiftete städtische Leben nachäffen, wenn ihre Frauen ihr höchstes Glück in den Modefetzen finden, die sie an ihren Leib hängen, wenn man die der Scholle mühsam abgerungenen Groschen für nichtige Dinge verausgabt, kommt man nicht vorwärts und aufwärts.

Man muß nur Zeuge einer Hochzeit in einer größeren Kolonie sein, um zu sehen, wie der Wurm der Verschwendung, des Leichtsinns und der Entartung am Mark unseres Volkes frißt. Die Braut, wie eine Prinzessin in Weiß gehüllt, mit einem langen Schleier, den eigentlich Pagen tragen sollten, weiße Glacéhandschuhe und weißes Schuhzeug mit Stöckeln, das einem Stadtfräulein alle Ehre machen würde, aber mit den unsauberen Straßen und Wegen unserer meisten Kolonien durchaus nicht harmonieren will. Und der Bräutigam — in Smoking und Lackschuhen!

Also Besinnung und Umkehr, es ist höchste Zeit dazu, dann kann neues Leben aus den Ruinen erblühen.

p—b.

Aus Stadt und Land

Deutscher Männergesangverein Lemberg.

Das Jahr 1932, das noch immer im Zeichen des größten Sohnes unseres deutschen Volkes, Johann Wolfgang v. Goethe, steht, kann mit Recht für uns Deutsche Lembergs wie auch Kleinpolens als ein Jubeljahr angesehen werden. Feiern doch viele deutsche Vereine in diesem Jahre ihr zehnjähriges Bestandsjubiläum. Auch der D. M.-G.-V. Lemberg steht vor der Schwelle in das zweite Jahrzehnt und kann voller Freuden auf seine zehnjährige Tätigkeit zurückblicken. Hier wollen wir dankbar eines Mannes gedenken, der die eigentliche Triebfeder zur Gründung des D. M.-G.-V. Lemberg war, und zwar des Herrn Alfred Hetschko, dessen Bestreben als erster Chormeister des Vereins es war, dem Verein Richtung und Form zu geben.

Wenn wir im Rückblick auf die vergangenen 10 Jahre auch so manche Enttäuschung erleben mußten, so darf das uns für die Zukunft dennoch nicht entmutigen, sondern wir wollen uns wieder aufraffen zu weiterem erfolgreichen Schaffen. Der D. M.-G.-V. Lemberg hat wie vielleicht kein anderer Verein in diesen 10 Jahren hart um sein Fortbestehen kämpfen müssen. Das erlahmende Interesse in den letzten Jahren bei einem Großteil der ausübenden Mitglieder führte den Verein oft in eine trostlose Lage und viele, die den Verein Jahre hindurch in seinen Bestrebungen unterstützten, sind ferngeblieben. Klein ist die Anzahl derer, die noch bis heute als Sänger vorbildlich und durch ihr Pflichtbewußtsein dem deutschen Sang und dem Verein die Treue wahren. Viele haben noch nicht den Sinn für die Pflege unseres edlen deutschen Liedes erfaßt. So wie Schönes und Trauriges im Leben des Menschen, so wechselt es auch im Leben des Vereins. Neben so manchen traurigen Erfahrungen erinnert man sich aber auch gerne an die schönen Sängerfahrten zu unseren Volksgenossen nach Stryj, Stanislau, Dornfeld, Machliniec, Weinbergen, Wiesenberg, Hartfeld, Sapiezanka usw., sowie an die schönen Stunden, wo Sangesbrüder des Bielitz-Bialaer Männergesangvereins anläßlich unseres 7. Stiftungsfestes bei uns zu Gaste waren.

Durch starken und unbeugsamen Willen wollen wir trotz der schweren wirtschaftlichen Bedrängnis und nationaler Not unsere geistigen und sittlichen Kulturgüter hochhalten. Mögen sich nun noch viele, denen die Erhaltung unseres deutschen Liedes am Herzen liegt, bei der bevorstehenden Wiederaufnahme der Vereinstätigkeit in den Sängerreihen einfinden, denn je stärker der Verein und sein Gemeinschaftsgedanke, desto hoffnungsfreudiger können wir der Zukunft entgegensehen. Nur der aufrichtige Wille zur Tat kann uns Mut und Kraft geben zur weiteren erfolgreichen Arbeit im Dienste unseres deutschen Volkes. Emil Herbert.

Vorkriegsversicherungen.

Wer aus der Vorkriegszeit eine Lebensversicherung hat, soll diese bis Ende Oktober anmelden bei dem Versicherungs-Kontrollamt in Warschau, Kopernika 36/40.

Der D. G.-V. „Frohsinn" in Lemberg.

Der „Frohsinn" ist der älteste deutsche Verein Kleinpolens. Gegründet im Jahre 1903, war er der hauptsächlichste Träger des geselligen Lebens in Lemberg vor dem Kriege. In der Nachkriegszeit hat sich der Verein vor allem kulturellen Zielen zugewandt und durch den Anschluß der seit 1917 bestehenden Liebhaberbühne seinen Wirkungskreis erweitert. Die Liebhaberbühne hat sich aus kleinen Anfängen heraus, gestützt auf langjährige bewährte Kräfte, zu einer ständigen Einrichtung entwickelt und bietet ihren Zuschauern in den Monaten Oktober bis April stets je eine Neueinstudierung. Gepflegt wird in erster Linie das Schauspiel und das Lustspiel, ab und zu gelangen auch Märchen und Singspiele zur Aufführung. In den 15 Jahren ihres Bestandes hat die Bühne an 168 Abenden aufgeführt: 30 Dramen und Schauspiele, 71 Lustspiele und Schwänke, 2 Singspiele und 3 Märchendramen. Gastspielreisen mußten in den letzten Jahren wegen der wirtschaftlichen Not immer mehr eingeschränkt werden. Dieselbe Not gefährdet aber auch die Weiterentwicklung der Bühne, denn die Einnahmen gehen infolge verringerter Besucherzahl und niedrigerer Eintrittspreise immer mehr zurück, während die Auslagen, vor allem für Rollenmaterial, Autorenhonorare und Steuern sich immer auf derselben Höhe bewegen.

Mit der neuen Spielzeit wird die Liebhaberbühne ihren Sitz in dem von der Ev. Gemeinde neuerbauten Turn- und Bühnensaal aufschlagen. Trotz der sehr hohen Kosten, die für den „Frohsinn" daraus entstehen (Anschaffung der Stühle, Neuausstattung der Bühne u. dgl.), freut sich die Künstlerschar über ihr neues Heim, erwartet aber, daß vermehrter Besuch der Aufführungen ihre Mühen reichlich belohnen wird.

Einladung.

Kornelówka. Einweihung des „Deutschen Hauses". Seit langer Zeit machte sich in unserem Dorfe das Fehlen eines Volkshauses bemerkbar. Im Frühjahr d. Js. beschlossen die Einwohner, ein „Deutsches Haus" zu erbauen. Trotz der schweren Zeit machte man sich an die Arbeit und heute steht das Haus fertig da. Am 2. Oktober d. Js. soll die Einweihung stattfinden, im Falle von Regenwetter eine Woche später am 9. Oktober. Alle Volksgenossen von nah und fern werden dazu herzlichst eingeladen.

Brigidau. Todesfall. Am 22. September starb plötzlich Dr. med. Philipp Möck. In ihm verliert das ganze hiesige Deutschtum einen Helfer und Führer. Man fand ihn immer dort, wo es galt, sich für das Deutschtum einzusetzen. Dr. Möck war ein eifriger Mitarbeiter und Förderer des „Ostdeutschen Volksblattes". Seinen Namen werden wir in stetem Gedächtnis behalten.

Brigidau. Hier fand die Trauung des Herrn Lehrer Becker mit Frl. Pauline Unterschütz statt. Zur Hochzeit erschienen Herr Senior Royer, zwei Pfarrer, Herr Schulrat Butschek und acht Lehrer. Unter den Klängen der Ortsmusik, die den seit altersher in Brigidau üblichen Hochzeitsmarsch: „Heraus, heraus, du traurige Braut..." spielte, schritt das Brautpaar zur Kirche. Altar und Vorraum waren mit den schönsten Blumen, die im Orte aufzutreiben waren, geschmückt. Die Trauung wurde vom Ortspfarrer vollzogen und vom Gesangverein mit einem passenden Liede abgeschlossen. In der Nacht erschien die Jugend vor dem Hochzeitshause und brachte dem Brautpaar ein Ständchen. Ein schöner Blumenstrauß mit einem Widmungsschreiben, auf welchem alle Sänger gefertigt waren, wurde hierauf dem Brautpaare überreicht. Herr Lehrer Becker dankte in bewegten Worten. Den jungen Eheleuten einen frohen Lebenslauf!

Zeitschriftenschau.

Neue Heimatforschung. In dem Hefte 5/6 des achten Jahrgangs der trefflich geleiteten Zeitschrift „Schaffen und Schauen", Mitteilungsblatt für Kunst und Bildungspflege in der Wojewodschaft Schlesien, sind vor kurzem mehrere gediegene Aufsätze erschienen, die die bereits angebahnte Erforschung unseres Volkssplitters in sehr gelungener Weise vertiefen, erweitern, teilweise aber auch neu aufschließen. Zunächst behandelt Alfred Karasek-Langer, der bestbekannte Sagen- und Märchenforscher, die Frage der Ergründung des deutschen Volksschauspiels in Galizien. Es ist ein erstmaliger Ueberblick über die bisherigen Ergebnisse der Volksschauspielforschung innerhalb der jungen deutschen Sprachinseln Galiziens. Es folgt eine Aufzeichnung eines Herodesspiels aus Hohenbach und eines Christkindlspiels aus Makowa, beide von Josef Lanz-Dornfeld, dem bekannten Erforscher unserer Volkslieder und -tänze.

An vierter Stelle finden wir neue Betrachtungen zur Sagenkunde der Deutschen in Galizien von Alfred Karasek-Langer, an fünfter über die Märchenforschung in den deutschen Sprachinseln Galiziens von demselben Verfasser. Sodann teilt Frau F. Beck je ein Märchen aus Bandrów und Obersdorf mit. Ueber das Volkslied der Deutschen Galiziens läßt sich Josef Lanz aus und erhärtet seine Ausführungen mit zahlreichen Textbeispielen und Noten. Die Wandlung der Vor- und Rufnamen in der Sandezer Siedlungsgruppe bespricht Alfred Karasek-Langer sowie auch eine Verspottung des Gedichtes vom „Kolonisten-Schlaraffenland" aus Einsingen in Ostgalizien. Den Abschluß des reichhaltigen Heftes bilden zwei wertvolle, auf eine genaue Kenntnis der veröffentlichten Tatsachen gestützte Aufsätze von Schriftsteller Heinz Heckel: „Die Schutzvereinsarbeit in Galizien" und das „Deutsche Volksblatt in Galizien". Sie haben den Wert geschichtlicher Dokumente. Bezüglich der Frage, ob die Uebertragung geistigen Gutes auf dem Gebiete des Märchens, der Sage, des Lehnwortes auf höhere Reife oder größere Macht zurückzuführen sei, mögen außer den Ausführungen Karasek-Langers auf Seite 5, die Bemerkungen in der Besprechung des Buches von Walter Kuhn über die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien verglichen werden, die in der „Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen", Heft 22, Jahrgang 131 (S. 150) erschienen sind. J. R.



Abschied von der Bärenmütze.

Zu den bekanntesten Erscheinungen in Kopenhagen gehört die Leibgarde des Königs Christian von Dänemark, die mit ihren riesigen Bärenmützen selbst in glühender Sonnenhitze Posten stand. Auch die Garde fällt jetzt der Not der Zeit zum Opfer. Aus Ersparnisgründen hat der König die Leibgarde aufgelöst, nachdem er noch vor Schloß-Rosenborg diese letzte Parade über sie abgenommen hatte.

hat daran die größten Verdienste sich erworben, das dürfen wir Deutschen nie vergessen, denn es war wie auf hoher Warte der Erwecker der Lauen, der Mahner zur Tüchtigkeit, der Wegweiser zum Guten, der Verteidiger gegen Unrecht und Unduldsamkeit. Neuer Mut zum Leben und Schaffen waren in uns eingezogen, seitdem wir uns zusammengefunden hatten. Wie war es möglich, daß wir Deutschen in unserm Heimatlande 100 Jahre aneinander vorbeilebten ohne Gemeinsamkeitsgefühl? Jetzt war der Zauber gebrochen, die gemeinsame Not, Volkesnot hatte uns zusammengeschweißt. Binnen kurzer Zeit war der Zusammenschluß geschehen. Während der Bund gleich zu Anfang mit 6 Ortsgruppen, 1106 Mitgliedern und 31 Gründern ins Leben trat, wuchs er 1911 bereits auf 94 Ortsgruppen, 5148 Mitgliedern und 92 Gründern an.

Volksblatt und praktische Schulvereinsarbeit des Bundes gehörten unzertrennlich zusammen. Das Volksblatt erfüllte sie mit immer neuem Geiste, wies ihr Richtung und Weg und war der Widerhall alles freudigen und leidigen Geschehens dieser Aufbauarbeit. Politisch griff das Volksblatt nur ein, wenn es sich um eine einheitliche Orientierung bei Wahlgängen handelte, um die politische Zersplitterung unseres Deutschtums zu vermeiden. Andererseits kämpfte es den gerechten Kampf um die deutsche Schule und den deutschen Gottesdienst in den deutschkatholischen Gemeinden. Im übrigen hatten und haben wir keine politischen Ansprüche hierzulande.

Blicken wir heute nach 25 Jahren auf die Früchte der gemeinsamen Arbeit von Volksblatt und Bundesarbeit zurück, so können wir mit dem Geschaffenen recht zufrieden sein. Deutsches Empfinden und Leben wurden neu geweckt. Auch dort, wo es völlig geschwunden zu sein schien, flammte es wieder auf. Das Volksblatt war das gegebene Sprachrohr für alles, was in den Gemeinden geschah, die Berichte aus den Gemeinden halten das gegenseitige Interesse immer wach. Das gesellschaftliche und geistige Leben bekam allenthalben neuen Antrieb. Gesangvereine, Turn- und Spielvereine, Liebhabertheater entstanden in Städten und Kolonien. Büchereien wurden angelegt, Jünglings- und Mädchenbünde pflegten deutsches Wesen. Wir fanden auch bald den geistigen Zusammenhang mit dem Deutschtum der Welt, ja auch mit den nach Amerika und anderswo ausgewanderten Volksgenossen unserer Heimat knüpften sich Verbindungen an. Im Deutschen Schulverein in Wien fanden wir einen treuen Freund und Unterstützer unseres Schulwesens. So schlang das Volksblatt das einigende Band nicht nur um uns in der Heimat, sondern riß uns aus unserer 100jährigen Vereinsamung und Vergessenheit und stellte uns in den Ring des Deutschtums aller Länder. Heute nehmen wir lebendigen Anteil am Geistesleben unseres großen Volkes und erobern uns langsam unser bescheidenes Plätzchen im geistigen Schaffen, das sich in unseren Reihen erfreulich regt. Das wissenschaftliche Interesse, zunächst in volkskundlicher Hinsicht, ist unter uns bereits recht lebendig. Wir forschen der Geschichte unserer Vergangenheit mit Liebe nach. Außer den Veröffentlichungen im Volksblatt aus Dokumenten der Ansiedlungszeit verschiedener Kolonien, sei besonders auf die bisher im Druck erschienenen geschichtlichen Darstellungen der ehemaligen Bundesleitung (rotes Buch), die Arbeiten von Dr. Zöckler, Dr. Kesselring, Heinz Heckel, Dr. Schneider, in erster Linie aber auf des verstorbenen Universitätsprofessors Dr. R. F. Kaindl „Geschichte des Karpathendeutschtums“ hingewiesen, ebenso auf das „Gedenkbuch“ anläßlich des 150jährigen Jubiläums (1931) der Einwanderung unserer Vorfahren ins Land. Das literarische Schaffen des hierländischen Deutschtums fand von Professor Rollauer im Rahmen der Nadler'schen großen „Geschichte der deutschen Literatur in den ehemaligen österreichischen Kronländern“ eine Würdigung. Denn auch das schöngeistige Leben ist unter uns erwacht. Lyrik, Epik und Drama in Mundart und Schriftdeutsch haben unter uns ihre Vertreter. Am fruchtbarsten ist wohl Friedrich Rech (Stanislau), der Verfasser mehrerer dramatischer Bühnenwerke und Erzählungen aus unserm Volksleben, als epischer Erzähler ragt Pfarrer Dr. Zöckler hervor. Die volkskundliche Forschung hat kräftig eingesetzt. Mit der Erforschung unserer Mundarten beschäftigen sich Ferdinand Schmalenberg, Julius Krämer und Dr. Schneider. Fritz Karasek, Ingenieur Kuhn, Professor Rollauer und andere treiben Volkskunde auf breitester Grundlage. Sagenforschung und Volksliedersammlungen sind angebahnt. Sitten und Bräuchen wird nachgeforscht. Der Anstoß zu diesem regen geistigen Schaffen reicht in die Zeit des ersten Erwachens unseres völkischen Bewußtseins zurück, in die Tage der Gründung des Volksblattes, und hat seine Wurzeln in den ausgezeichneten Bundeszeitweisern (Kalendern), die Josef Schmidt bis zum Kriegsausbruch herausgegeben hat. Das geistige Leben, das unter uns erwacht ist, ist ein sicherer Bürge für unser weiteres völkisches Leben in unserm Heimatlande, das Heranwachsen einer höhergebildeten Schicht bietet hierfür für die Zukunft Gewähr.

Neben der moralischen Depression, unter der wir ehemals litten, weil wir uns gar so vereinsamt fühlten, niemand sich um uns kümmerte, man wohl unsere „schwäbische“ Butter und alles, was wir auf den Markt brachten, rühmte, uns selbst aber als Fremde von oben herab behandelte, oft sogar demütigte, neben dieser seelischen Unbefriedigtheit waren es besonders auch wirtschaftliche Ursachen, die uns mißmutig machten und Tausende zur Abwanderung getrieben hatten. Wir wurden als Bauern und Handwerker in einer Zeit ins Land gerufen, als dies Land wirtschaftlich und kulturell ein Brachland war. Als kulturförderndes Element kamen unsere Voreltern in unsere Heimat, und daß sie die auf sie gesetzte Hoffnung erfüllt haben, wird von jedermann, der unbenommen urteilt, anerkannt. Aber man hat unsere Arbeitskraft und unsern Fleiß nur ausgenützt, wie man früher Taglöhner und in alten Zeiten Sklaven bis zur physischen Erschöpfung ausbeutete und sie dann ihrem traurigen Schicksal überließ. Weder die österreichische Zentralregierung, noch die ehemalige Landesregierung verstanden es, einen wertvollen Volksteil, wie ihn das deutsche Bauernvolk im ehemaligen Galizien vorstellte, zu fördern und zu pflegen, damit seine Schaffenskraft dauernd erhalten bleibe. Dem Acker muß von außen künstlich das zugeführt werden, was ihm die verbrauchten Kräfte und Säfte ersetzt, sonst stirbt er ab; er braucht Regen und Sonnenschein, sonst verdorrt oder vermodert er. So auch der Mensch, so auch ein Volk. Unser Völklein war nur auf sich selbst angewiesen. Aus unserm Bauernstand wurde alles herausgeholt, die verbrauchten Säfte wurden nicht ersetzt, weder in geistiger, noch in seelischer, noch auch in rein materieller Hinsicht. Solange er einen Überschuß an kulturellem Gut hatte, genoß es der nichtdeutsche Anrainer, bis mehr minder ein Ausgleich hergestellt war. Ohne Förderung von außen, blieb der deutsche Bauer in seiner Entwicklung stehen, ja kam seinem polnischen und ukrainischen Nachbarn gegenüber ins Hintertreffen. Und da er seine Seele nicht preisgeben wollte, wanderte er aus; wer es nicht tat, versank in mißmutige Hilflosigkeit. Das war die große Tragik unseres Volkssplitters, vor die die Vertreterversammlung im Jahre 1905 sich gestellt sah. Und als nach ernster Beratung die Losung ausgegeben wurde, dennoch im Lande zu bleiben, und die Erkenntnis sich durchgerungen hatte, daß nur Selbsthilfe Rettung bringen könne, war man sich auch klar, daß sich die völkische Arbeit vor allen Dingen auf die materielle Hebung des Bauernstandes erstrecken müsse. So kam es, daß das Volksblatt von aller Anfang an aufklärende Artikel über die Notwendigkeit und den Segen der Raiffeisenkassen und des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens brachte und daß der verdienstvolle und uns unvergeßliche Dornfelder Pfarrer Georg Faust 1910 an die Gründung der ersten Raiffeisenkassen schreiten konnte. Das war die wichtigste Tat der ganzen Schutzvereinsarbeit, deren Segen unser Bauernstand bis auf den heutigen Tag genießt.

In dem Maße, wie sich die Schutzarbeit rasch auf die verschiedenen Gebiete des völkischen Lebens ausdehnte, weitete sich auch unser Volksblatt und zog sie durch Beilagen in seinen Bereich ein. An den hohen Kirchentagen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, trug es der gehobenen religiösen Feststimmung durch entsprechende Sonderbeilagen Rechnung. Allgemein völkische Gedenktage großer deutscher Dichter, Denker und Führer wurden würdevoll gefeiert. Das wichtigste Gebiet ist und bleibt aber für das Volksblatt die Aufklärung und Belehrung in landwirtschaftlichen Dingen. Dieser Aufgabe dienen die landwirtschaftlichen Beilagen. Schon im ersten Jahrgange kam mit der 15. Folge vom 28. Februar 1908 die „Haus- und Landwirtschaftliche Beilage“ heraus, die dann abgelöst wurde von den „Haus- und Landwirtschaftlichen Mitteilungen“, den „Allgemeinen Mitteilungen über Land- und Hauswirtschaft“ (1914), endlich dem „Deutschen Landwirt in Kleinpolen“, der vom Vorstand unserer deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften in Kleinpolen redigiert wird und seit dem 1. Jänner 1928 bis zur Gegenwart erscheint. Seit diesem Jahre 1928 erscheinen noch zwei weitere Beilagen, und zwar die Unterhaltungsbeilage „Der Hausfreund“ und die „Bilder der Woche“.

Ein Vierteljahrhundert arbeitet nun unser Volksblatt mit uns, an uns, für uns. Wer sich die Mühe gibt, ein wenig über diese Arbeit nachzudenken, wer in den Jahrgängen des Volksblattes nachblättert, wird über das Geleistete staunen müssen. Aus jeder Zeile leuchtet der tiefe Ernst, die Gewissenhaftigkeit, die große Liebe für unser Volkstum hervor. Es ist stets peinlich darauf bedacht, seinen deutschen Leserkreis nur Wahres, Reines, Gutes zu bieten, alles Zerfahrene, sensationell Unmoralische, worin die heutigen Geschäftszeitungen geradezu schwelgen, widerstrebt unserm Volksblatt, denn ihm geht es um die Seele unseres Volkes. Unsere Lage ist heute, völkisch genommen, doch bedeutend besser als vor 25 Jahren. Das Volksblatt hat uns zur Einheit zusammengeschmiedet. Wir stehen für einander ein. Wir haben die geistige Bindung mit dem Deutschtum der Welt gefunden. Wir genießen heute die Früchte der 25jährigen angestrengten Schutzarbeit im ausgebauteren Schulwesen, im Genossenschaftswesen, in der Betätigung unserer verschiedenen Vereine in Stadt und Land. Wie sollten wir für das alles unserem getreuen Ekkehart, dem Volksblatt, nicht danken! Aber es fehlt noch allenthalben an diesem schuldigen Dank. Möchten wir ihm doch die Treue erwidern, die unser Volksblatt stets übt, die es bei seiner Geburt am 18. August 1907 gelobt und bisher gehalten hat.

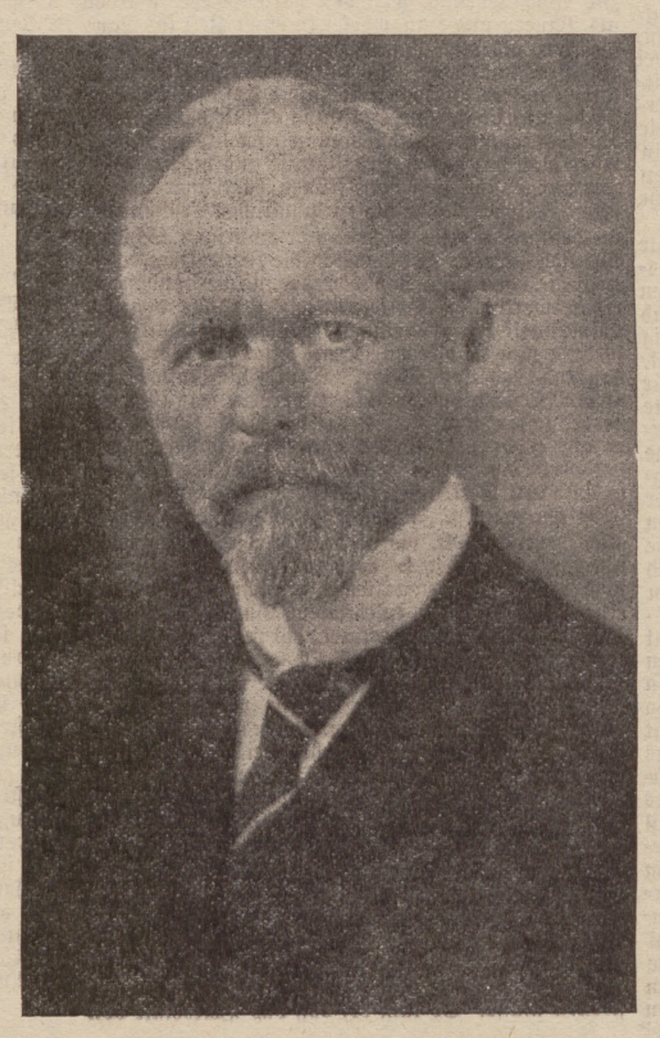
Dr. L. Sch.



Frankreichs modernste Brücke

Das Volksblatt und unser Genossenschaftswesen.

So und nicht anders mußte es sein: das Volksblatt, das sich die Förderung deutschbewußten Lebens hierzulande zum Ziele setzte, konnte nicht an der wirtschaftlichen Seite dieses Lebens stillschweigend vorübergehen. Einer der Programmpunkte des Blattes hieß darum auch: „Wir wollen dem Landwirt anregend und belehrend an die Hand gehen", und dies wurde durch allerlei wirtschaftliche und landwirtschaftliche Mitteilungen wahrzumachen versucht, bis mit der Folge 15 vom 28. Februar 1908 die erste „Haus- und landwirtschaftliche Beilage" herausgegeben werden konnte. Von genossenschaftlicher Arbeit wird, abgesehen von einer kurzen Notiz über die „blühende Raiffeisenkasse in Baginsberg", vorderhand nichts geschrieben. Erst die Folge 16 vom 13. März 1908 und die nächsten bringen längere Aufsätze unter der Überschrift „Gründet Raiffeisenkassen", in welchen Zweck und Ziele genossenschaftlichen Zusammenschlusses eingehend erörtert werden. Die Aufsätze stammen aus der Feder des Prof. Harlos-Bielitz und schließen mit folgender Mahnung: „Säumen wir daher nicht länger und gründen wir Raiffeisenkassen, denn sie werden der beste und dauerndste Wohltäter unserer Landgemeinden sein!" In derselben Folge finden wir auch einen Bericht über die Gründung der Raiffeisenkasse in Brigidau durch Josef Kolb und in der landwirtschaftlichen Beilage einen Aufsatz über Pferdezuchtgenossenschaften.



Dr. Georg Faust,
Gründer der deutschen Genossenschaften in Kleinpolen und bis 1914 Anwalt des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften.

Mit der Wahl Pfarrer Faust's zum Pfarrer von Dornfeld nehmen die Aufsätze über Genossenschaftswesen zu und im Anschluß an den Jahresbericht der Kasse in Baginsberg wird nochmals die Anregung zur Gründung von Kassen gebracht und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß es dann bald „zur Errichtung einer Zentralkasse, bzw. eines Landesverbandes käme." Die verschiedenen Aufsätze blieben jedenfalls nicht ohne Erfolg, denn seinem in der Folge vom 1. Jänner 1909 veröffentlichten Aufruf „Auf zur Tat", ließ Pfarrer Faust am 29. Jänner die Einladung zum „ersten Verbandstag deutscher Raiffeisenkassen in Galizien" folgen, über dessen Verlauf wir einen Bericht in Nummer 42 vom 12. März 1909 finden. Wir lesen darin: „...fanden am 1. und 2. Februar in Stanislau die Verhandlungen des ersten Verbandstages statt. Mit frohen Hoffnungen hatten wir der Tagung entgegengesehen, der Verlauf aber war so glänzend, daß unsere kühnsten Erwartungen übertroffen worden sind. Aus allen Gauen unseres weiten Vaterlandes waren die Männer herbeigeeilt, welche über die Gründung deutscher Raiffeisenkassen in den Siedlungen, sowie über die Vorbereitungen zu einem Verbande Beratungen pflegen wollten. Die Zahl der Teilnehmer betrug 64." Und weiter werden die Gemeinden aufgezählt, welche Vertreter entsandt hatten und genauer Bericht über den Verlauf der Tagung gegeben. Endlich folgen die gefaßten Resolutionen: 1. Der in Stanislau am 1. und 2. Februar 1909 tagende „Erste Verbandstag der deutschen Raiffeisenkassen in Galizien" erkennt die große Bedeutung der Raiffeisenkassen für die wirtschaftliche und völkische Erstarkung und Gesundung unserer deutschen Siedlungen voll und ganz an und fordert alle, denen das Wohl unseres deutschen Volkes am Herzen liegt, dringend auf, die Gründung unverzüglich in die Wege zu leiten. 2. Der „Erste Verbandstag" hält den Zusammenschluß der deutschen Raiffeisenkassen für deren gedeihliche Weiterentwicklung für unbedingt notwendig. Um den Ausgleich des Geldes zu regeln, ist sofort ein Anwalt zu wählen, dem zwei Beiräte zur Seite stehen, der den Verkehr der Kassen untereinander vermittelt. Derselbe hat, sobald es irgend möglich ist, die Bildung eines eigenen Landesverbandes in die Wege zu leiten. Gegründet waren zu jener Zeit laut Bericht des Blattes Kassen in Landestreu, Machliniec, Baginsberg, Mikulsdorf, Stanislau, Horocholina, Bredtheim, Brigidau, Dornfeld, Rosenberg und Neu-Sandez, zur Gründung angemeldet wurden Gelsendorf, Sapieżanka, Augustdorf und Ugartsthal.

Seither ist das Volksblatt das amtliche Sprachrohr unserer genossenschaftlichen Organisationen und fast jede Nummer enthält Berichte, Mitteilungen oder Anregungen, die vom Anwalt oder von den Genossenschaften ausgehen. Aber das Blatt denkt auch weiter: die bäuerliche, oder besser gesagt, die in geschlossenen Siedlungen wohnende deutsche bäuerliche Bevölkerung hat ihren Helfer in den Raiffeisenkassen gefunden. Es muß aber auch für die zerstreut wohnenden Deutschen, vornehmlich Gewerbetreibenden, Handwerker u. a. etwas getan werden, damit sie in Zeiten wirtschaftlicher Not Rückhalt finden. So wird gleichzeitig die Gründung einer „Deutschen Volksbank für Galizien" angeregt, die Geldgeschäfte in größerem Umfange tätigen, den Kauf und Verkauf von Grundstücken, landwirtschaftlichen Erzeugnissen usw. vermitteln soll. Nach langwieriger Werbearbeit und vielen Verhandlungen wird diese Volksbank im Jahre 1914 mit dem Sitze in Neu-Sandez tatsächlich gegründet. Der Ausbruch des Krieges hindert sie jedoch an der Aufnahme der Tätigkeit, der Gedanke wird nach dem Kriege zeitweilig wieder aufgenommen (Lemberger Verbandskasse), bis endlich die „Genossenschaftskasse Lwów" teilweise die Ziele der Volksbank verwirklicht.

Es würde den Rahmen eines Aufsatzes überschreiten, wollte man auf weitere Einzelheiten eingehen. Tatsache ist, daß das Volksblatt jederzeit ein eifriger Förderer unserer genossenschaftlichen Bestrebungen war, indem es seine Spalten rückhaltlos für alle Veröffentlichungen öffnete und stets dafür sorgte, gute Mitarbeiter für genossenschaftliche Fragen zu haben. Ohne die Hilfe des Volksblattes wäre weder der Aufbau vor dem Kriege, noch der Wiederaufbau unseres Genossenschaftswesens während und nach dem Kriege in dem Maße vor sich gegangen, wie dies tatsächlich der Fall war. Darum war es nicht nur wohlverstandenes eigenes Interesse, sondern auch Dankesschuld, als das Genossenschaftswesen in den schwersten Nachkriegsjahren die Wiederherausgabe des Volksblattes ermöglichte. Zu diesem Zwecke hat der Verband im Jahre 1922 das für ein eigenes Genossenschaftsblatt angekaufte Zeitungspapier der damals neugegründeten „Deutschen Verlagsgesellschaft" in Lemberg zur Verfügung gestellt und auf diese Weise den Deutschen hierzulande wieder zu einer eigenen Zeitung verholfen und sich ein amtliches Organ geschaffen. Mit der Zeit wird die Mitarbeit der Verbandsleitung an dem Volksblatt immer intensiver und findet ihren Ausdruck darin, daß die landwirtsch. Beilage „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen" ausschließlich vom Verbande gestellt wird, ferner, daß der Verbandsanwalt H. R. Bolek, im Jahre 1931/32 die verantwortliche Leitung des Blattes übernahm, als es mehrere Monate lang ohne eigenen Schriftleiter dastand und Gefahr lief, sein Erscheinen einstellen zu müssen.

Möge die Zusammenarbeit auch weiterhin so erfolgreich verlaufen. Müller.



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

1

Großer Galaabend im weltberühmten Zirkus Hollerbek in Berlin. Dicht besetzt war der große Kreis um die Manege.

Ganz vorne, in der Fremdenloge, saß neben zwei Herren ein junges Mädchen, wohl nicht älter als achtzehn Jahre, mit glücklichen, erwartungsvollen Augen.

Es war Toni Hardenberg, die Tochter des Schriftstellers Tom Hardenberg, und sie war fröhlich gestimmt, weil sie eine Freikarte vom Vater erhalten hatte und jetzt dem bunten Spiel zuschauen durfte.

Toni verdiente sich ihr Geld mühsam als kleines Schreibmaschinenmädel, und wenn sie abends daheim war, dann schrieb sie oft auch noch die Arbeiten des Vaters auf der alten, gebrechlichen Maschine ab, damit er sie den Redaktionen zuschicken konnte.

Toni blickte auf den Zirkustrubel, ließ alles auf sich einwirken und erfreute sich an den bunten Farben, der kunstvollen Beleuchtung, dem lärmenden Treiben.

Inmitten der Manege war der Raubtierkäfig aufgebaut. Aus praktischen Gründen kam die Raubtiernummer immer gleich am Anfang.

Die Kapelle schmetterte eben ihr drittes Musikstück gegen die straffen Zeltwände.

Als es zu Ende war, scholl ein Trompetenstoß durch den Riesenraum.

Das Programm begann.

An der Kette livrierter Zirkusdiener vorbei liefen acht Berberlöwen. Bedächtig trotteten sie einher, den König der Wüste restlos verleugnend.

Nur einer, der letzte der Löwengruppe, scheinbar noch ein junger Herr, war sehr aufgeräumt und spielerisch.

Er faucht einen der Zirkusdiener heftig an, den packt die Angst, er weicht zurück und öffnet damit Caesar — so heißt der junge Löwe — eine Lücke, die er schleunigst benutzt, um in den ungeschützten Teil der Manege zu springen.

Ein Entsetzensschrei geht durch das tausendköpfige Publikum.

Görik, der Dompteur, der die Löwengruppe unter sich hat, springt zwar sofort hinzu, kann aber nicht mehr verhindern, daß Caesar plötzlich mit mutwilliger Miene vor der Fremdenloge steht und seine Pranken auf die Brüstung legt.

Die beiden männlichen Besucher erweisen sich in dem Augenblicke nicht als zum starken Geschlecht gehörig, der ältere fällt in Ohnmacht, der jüngere türmt mit einem mächtigen Satze.

Toni ist auch ganz fassungslos, als sie sich plötzlich dem mächtigen Löwenhaupte gegenübersieht und weiß im Augenblick nicht, was sie tun soll.

Aber als plötzlich Caesar seinen Kopf gegen ihre Schulter schiebt, wie eine Katze, die nach Zärtlichkeiten sucht, und dabei ein zufriedenes, wohliges Schnurren von sich gibt, da ist plötzlich alle Angst von ihr abgefallen, und sie greift ganz unwillkürlich dem Löwen in die Mähne.

Kräftig faßt sie zu und krault ihn.

Das gefällt Caesar. Er ist im Grunde genommen der gutmütigste aller Löwen, ihm fehlt nur hin und wieder mehr Zärtlichkeit. Der Dompteur ist zwar herzensgut, aber er kann dies seinen Schützlingen nicht so zeigen.

Görik und Direktor Markolf von Hollerbek, genannt „Hektor" die rasch herbeigestürzt sind, sehen das Bild und stehen ganz starr. Dann atmen sie auf.

Alle Gefahr scheint gebannt. Görik tritt rasch heran und packt Caesar an der Mähne. Der Löwe faucht auf, dann aber, als er seinen Herrn erkennt, drängt er sich auch an ihn, wie um eine Gunstbezeigung betteind. Görik tätschelt ihm den Rücken.

Dann bemüht er sich, Caesar fortzubringen, aber der reagiert heute nicht auf das Knallen der großen Peitsche.

Er will nicht weg von der Loge und erhebt sich gegen seinen Dresseur.

Abermals läuft Entsetzen durch das atemlose Publikum.

Da greift Direktor Markolf ein.

„Gnädiges Fräulein!" ruft er Toni zu, „der Caesar hat ein Faible für Sie. Ich verstehe, daß er Sie nicht verlassen möchte. Er müßte kein Löwe sein! Haben Sie doch die Güte und kommen Sie mit zur Manege!"

Erwartungsvolles Murmeln der Zuschauer.

Toni erhebt sich, und Caesar läuft wie ein Lamm neben ihr her bis zum Eingang des Käfigs. Da will er nicht hinein.

Görik versucht alles mögliche. Der Ausreißer geht nicht in den Käfig.

Nun tritt Markolf, der hünenhafte, stattliche Mann, der Abgott von Berlin in den Tagen seines Gastspiels, zu Toni, bietet ihr den Arm und sagt scherzend: „Ich sehe schon, meine Gnädigste, wir müssen dem Caesar vorangehen. Seien Sie tapfer."

Aber Toni wird's jetzt ängstlich zumute, sie wagt kein Nein vor dem großen, stattlichen Manne, der ihr Bewunderung und Respekt einflößt.

Sie nimmt seinen Arm, und unter dem ohrenbetäubenden Beifall des Publikums betreten sie den Käfig.

Ein dumpfes Brüllen der anderen Löwen begrüßt sie. Die Tiere sind unruhig geworden. Caesar ist wirklich hereingelaufen und hat flink sein Postament bestiegen.

Das Publikum rast.

Markolf und Toni aber sitzen inmitten des Käfigs auf einer Holztrommel und tun, als säßen sie irgendwo.

Toni ist mehr verlegen, als ängstlich. Sie hört wie Markolf in liebenswürdiger Weise auf sie einspricht, versteht kaum die Worte des schönen Mannes. Dann sieht sie auf die Löwen, die unter Göriks Leitung ihre verschiedenen Kunststücke machen und ist heilfroh, als endlich die Nummer zu Ende ist.

Wieder tosender Beifall.

Die Löwen verlassen den Käfig und trotten ab.

Nur Caesar trabt langsamer, wartend. Erst, als er bemerkt, daß Toni mit Markolf auch den Gitterraum verlassen, da springt er durch den Ausgang.

* * *

In wenigen Minuten ist der Vorführungskäfig weggeräumt.

Als die Manege frei ist, tritt „Hektor" in die Mitte der Manege und spricht zu dem gespannt lauschenden Publikum:

„Meine sehr verehrten Damen und Herren! Was Sie jetzt sahen, war nicht etwa ein Trick, eine Pointe des unvergleichlichen Görik! Nein. Sie wurden Zeugen, wie die Tapferkeit

einer ebenso unerschrockenen wie reizenden Besucherin ein Unheil verhütete."

Beifall tobt.

Markolf tritt abermals an die Loge zu dem kleinen Mädel mit dem Freibillett.

„Meine Gnädigste . . . darf ich bitten?"

Toni sitzt wie angewachsen, da fühlt sie plötzlich, wie sie der große, starke Mann ganz behutsam aus der Loge hebt, und dann tritt sie mit ihm zusammen, umtost vom Klatschen und Rufen der Menge in die Mitte der Manege.

Das Publikum ist begeistert, unaufhörlich lärmt es Beifall.

Bis Toni die Sache satt hat und einen Schmollmund zieht.

Markolf bemerkt es: „Haben Sie Wünsche, meine Gnädigste?"

Stille im Raume.

„Ja!" sagt Toni laut. „Machen Sie weiter! Es war ja ganz schön, aber jetzt möchte ich was sehen!"

Alle haben die helle Stimme verstanden.

Unter ohrenbetäubendem Beifall geht Toni, geleitet von dem schönen Manne, in ihre Loge zurück.

* * *

Die Stimmung ist glänzend. Im Publikum, wie bei den Zirkusleuten. Beschwingt arbeiten die Artisten. Es ist, als wenn sich alle bemühen wollten, dem tapferen Mädchen in der Fremdenloge zu zeigen, was sie können.

Die chinesischen Gaukler wetteifern mit den marokkanischen Springern, daß es eine Lust ist, ihnen zuzuschauen.

Der Feuerfresser wirft Toni einen verliebten Blick zu, den Toni mit einer komischen Fratze beantwortet.

Dann kommt die Glanznummer.

Im silbern funkelnden Trikot tritt „Hektor" (Markolf von Hollerbek) auf. Er reißt durch seine universellen Leistungen mit. Er zeigt sich als tollkühner Reiter und Athlet. Ist ein Kunstschütze, Akrobat, ringt und vollführt zum Schluß einen Luftakt, der alle Zuseher erst zum Zittern und dann zu rasender Begeisterung zwingt.

Er hat den stärksten Beifall von allen.

Ihm schließt sich die Tänzerin Lisawetha Dolvaro, im Programm kurz „Li" genannt, mit ihrer Truppe von zwanzig Girls an.

Li ist eine schöne Frau, schwer im Alter zu schätzen — sagen wir der Dreißig näher als der Zwanzig — und ist eine Tänzerin, die ihre mehr oder weniger begabten Girls zu führen und dem Publikum zu gefallen versteht.

Li erntet lebhafte Anerkennung und viel Blumen.

Im Abgehen kommt sie unweit der Fremdenloge vorbei und richtet einen neugierigen Blick auf Toni.

Toni ist sehr impulsiv. Sie schneidet auch ihr eine Fratze, wie ein ungezogenes Kind, weil der Blick der Tänzerin spöttisch, aufreizend war.

Eine weitere Glanznummer ist die Hohe Schule, die von dem alten Herrn Alfred von Hollerbek, seinem Sohne Markolf und dem Schulreiter Freddy in vollendeter Weise vorgeführt wird.

Auch die Clowns sind gut.

Sie haben sich natürlich die Popularität Tonis zunutze gemacht und versuchen immer wieder, sie in ihre Scherze einzubeziehen.

Der Clown Billy, genannt „Bohne", kommt zu Toni.

„Mein Fräulein!" flötet er in schmelzenden Tönen, „meine Mutta hat mir jesagt . . . heirate, denn wirst du klug!"

„Ganz sicher!" ruft Toni belustigt zurück.

„Und nun suche ick een vanünftigen Menschen!"

„Jibts in janz Berlin nich!" lacht Toni, die immer mehr in Laune kommt. Das Publikum amüsiert sich.

„Frollein . . .!" tut Billy treuherzig, „ein Löwe hat vor Ihnen gekniet . . . darf . . .?"

„Es auch ein Schaf sein? Allemal!"

Das Publikum hält sich die Seiten. Der vornehme alte Herr von Hollerbek, der mit seinem Sohne am Manegeneingang steht, schmunzelt.

Die „Bohne" tut verschämt. Patentmädel, wie es schlagfertig ist!

„Frollein, ick bitte um Ihre Patschhand!"

Dabei kniet er vor ihr nieder und verdreht komisch die Augen. Sein kleines Hütchen wippt, von einer Feder bewegt, auf und ab.

Das Publikum möchte sich ausschütten vor Lachen.

Bis Toni wieder sagt: „Ja, was bringen Sie denn mit?"

„Dreitausend Taler!"

„Barvermögen?"

„Nein. Schulden!"

Wieder Lachorkan.

„Wie ist Ihre seelische Verfassung?"

„Der Zeit entsprechend — — —."

„Sind Sie vorbestraft?"

„Nur einmal . . mit Strafporto!"

Au Backe! Wieder lachen sie alle.

Hin und her geht es, bis Toni plötzlich sagt: „Ich glaube, ich paß doch nicht zu Ihnen!"

„Warum denn nicht?"

„Ich bin zu lustig! Clown sein ist doch ne traurige Sache."

Da seufzt Billy aus tiefstem Herzensgrunde auf.

„Jawoll . . in die Zeiten! Also . . . was ick noch sagen wollte . . . Sie sind wirklich een vanünftiger Mensch!"

Der Abgang ist etwas schwach, aber es ist nicht mehr möglich, eine Steigerung zu finden, und so fallen die Schlußpointen weg.

* * *

Ende!

Toni steht auf. Der junge Mann in der Loge, der nach Abgang des Cäsar wieder zurückgekehrt war, verbeugt sich vor ihr und sagt: „Gnädiges Fräulein, dürfte ich mir erlauben, Sie zu einer Tasse Kaffee einzuladen."

Toni sieht ihn spöttisch an: „Nein, Sie Held! Ich bin gar nicht aufgeregt!"

Da zieht er wie ein begossener Pudel ab. Auch Toni schickt sich zum Gehen. Ein uniformierter Diener kommt und reicht ihr eine Karte.

Toni liest: „Markolf von Hollerbek bittet ergebenst um eine Aussprache."

Das Mädel wird ein klein wenig verlegen.

Das Bild des schönen Mannes wird vor ihr lebendig. Sie möchte ablehnen, tut es aber doch nicht und folgt dem voranschreitenden Diener.

Er führt sie in den Wohnwagen des Direktors.

Der Senior der Familie, der vornehme, chevalereske Alfred von Hollerbek, empfängt sie mit seinem Sohne.

Er küßt ihr die Hand, wie einer großen Dame von Welt.

„Meine Gnädigste," beginnt er, „mein Sohn und ich danken Ihnen von Herzen für Ihre Hilfe, die den Abend gerettet und dann so stimmungsvoll gemacht hat, wie selten einmal. Wir danken Ihnen besonders für Ihre Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit. Wir bewundern Sie!"

„Ach, es war doch nicht so schlimm, Herr Direktor!"

Markolf wirft ein: „Mein gnädiges Fräulein . . . Sie unterschätzen Ihre Leistung. Ich muß Ihnen jetzt sagen, daß zuerst eine große Gefahr bestand. Auch kamen Sie zum ersten Male in einen Löwenkäfig. Sie wußten . . . wir wußten nicht, wie sich die unberechenbaren Gesellen stellen würden. Es ging alles gut, wir hatten Glück. Also nochmals Dank, herzlichen Dank und die Frage . . . mit wem haben wir wohl die Ehre?"

Toni lachte belustigt. Dann setzt sie ein ganz verschmitztes Gesicht auf. „Jetzt muß ich Sie aber sehr enttäuschen, meine Herren! Ich bin nichts, als ein kleines Mädel, das tagsüber an der Schreibmaschine sitzt und im glücklichen Besitze eines Freibillettes war. Aber, das habe ich mir wohl verdient!"

Beide Herren lachten.

„Ja, wahrhaftig, das haben Sie sich verdient. Aber . . . der Name fehlt noch immer."

„Antonie Hardenberg . . . kurz Toni!"

Vater und Sohn verbeugten sich.

„Wir freuen uns, Fräulein Hardenberg!" sagt der alte Herr in seiner gewinnenden Art. „Schöner deutscher Name, Hardenberg. So hieß einst ein deutscher Minister."

„So, so! Mein Vater ist das Gegenteil von Minister."

„Und darf man fragen . . .?"

„Was er ist? Gar nichts! Schriftsteller . . . das heißt, ich bin sehr häßlich. Schriftsteller, das kann schon was sein . . . sehr viel sogar! Aber mein Vater war nie bedeutend und wird es jetzt im Alter nicht mehr schaffen."

„Hätten Sie nicht Luft, Ihre Karriere zu ändern," beginnt Markolf wieder „Sie passen nicht ins Büro, Sie müssen zu uns kommen. Ich denke, aus Ihnen läßt sich eine brillante Nummer machen. Sie haben's doch in sich!"

„Als wie . . . Toni, die Tigerbraut. Oder Toni, das unerschrockene Mädchen in der Löwenhöhle! Huh, mich gruselt!"

„Sie haben keine Neigung dafür?"

„Nein! Die Raubtierdressuren gefallen mir nicht. Wenn ich die Löwen so dasitzen sehe, dann jammern sie mich. Das sind nicht mehr die stolzen Tiere der Wüste."

„Es ist was Wahres dran!"

„Pferdedressur, ja, die stelle ich mir schön vor. Die wirkt auch natürlich."

„Auch darin könnten Sie ein Gebiet finden, das der Mühe lohnt!"

Toni erhebt sich.

„Lassen Sie mich an meinem Platze. Ich habe für meinen Vater mit zu sorgen, das geht nicht anders. Vielen Dank für den netten Abend."

Sie reicht den Herren die Hand. Die beiden sonst so unnahbaren Besitzer des Zirkus begleiten sie hinaus.

* * *

„Ich muß mit dir noch sprechen!" sagt der alte Herr zu seinem Sohn.

„Um was handelt es sich? Kann das nicht morgen früh geschehen?" meint Markolf ärgerlich. „Li erwartet mich!"

„Eben um Li handelt es sich."

„Gut, Papa!"

Sie betreten gemeinsam wieder den Wohnwagen und nehmen Platz.

„Was hast du auf dem Herzen, Papa?"

„Die Sorge um die Weiterexistenz des Zirkus Hollerbek!"

„Ist es so schlimm? Wir hatten doch die letzten vierzehn Tage ausverkaufte Häuser."

„Die hatten wir, und sie haben uns entlastet. Ohne Zweifel. Aber wir sind immer noch mit achtzigtausend Mark an das Bankhaus Wildt verschuldet."

„Doch noch achtzigtausend Mark? Was können wir in Berlin davon herunterschaffen?"

„Wenn es gut geht, zwanzigtausend Mark! Aber da muß es sehr gut klappen. Wir wollen damit nicht rechnen. Ich habe auch wegen der achtzigtausend Mark keine Angst. Schließlich ist unser Besitz ein so großer, daß er diese Summe bald zwanzigmal übersteigt. Aber wir wissen nicht, wie es kommt, wir gehen jetzt in den Sommer hinein. Was wird er bringen? Wenn wir Berlin fertig haben, was bleibt uns in Deutschland an Großstädten noch offen? Leipzig, Dresden, wo ich gern hinginge, sind uns verschlossen. Denn dort war Sarrasani, der auch das Rheinland abgeklappert hat. Bayern, vielleicht ganz gut. Jedenfalls, wir wissen nicht, was uns bevorsteht. Und nun komme ich auf deine Li zu sprechen. Willst du sie wirklich heiraten?"

„Ja, die Antwort ist nicht ganz leicht . . . wahrscheinlich, ja!"

Der alte Herr von Hollerbek schüttelte den Kopf.

„Mein guter Junge . . . durch dein Leben sind viele Frauen gegangen . . . vielleicht zu viel . . . und jetzt ist's Li . . . oder Lisawetha Dolvaro, oder Fräulein Pachulke, was weiß ich, wie sie in Wirklichkeit heißt. Aber diese Li ist ein wenig schlauer als die anderen. Sie stellt Forderungen. Markolf, verplempere dich nicht! Die Li ist keine Frau für dich!"

„Wieso?" fragt Markolf, ohne dem Vater die Bemerkung übelzunehmen.

„Sie ist zwar eine bildhübsche Frau, das leugne ich nicht, aber ich finde . . . sie ist schlecht, schon ihren Girls gegenüber. Ich bin einmal dazugekommen, wie sie ihnen mit der Peitsche drohte. Sie ist nicht gut, die Frau! Und auch keine Partie für dich!"

Markolf sitzt nachdenklich da.

„Ich will's mir überlegen, Papa!"

Der alte Herr atmet auf. Er ist zufrieden. Wenn einer sagt: Ich will mir's überlegen, dann ist seine Liebe nicht abgrundtief.

* * *

Toni fährt mit der Straßenbahn heim.

Es fröstelt sie, als sie die Stufen im nüchternen Treppenhaus hinaufsteigt. Der Vater schien bereits zu Bett gegangen zu sein. Es brannte kein Licht mehr im Zimmer.

Wer weiß, vielleicht war er auch noch im Gasthaus unter sogenannten guten Freunden, die ihn mit Bier und Wein traktierten.

Toni wollte die Tür aufschließen.

Stutzte und fuhr zusammen.

Was war das? Die Tür war nicht verschlossen. Eine unbestimmte Angst ergriff das Mädchen.

Es tastete nach dem Lichtschalter. Sah sich um. Im Korridor schien alles in Ordnung zu sein.

Atmete beruhigt auf. Scheinbar hatte der Vater nur vergessen zuzuschließen.

Toni trat in das Wohnzimmer. Da schrie sie entsetzt, als das Licht aufflammte, denn am Tische saß Tom Hardenberg, ihr Vater und starrte mit gebrochenen Augen vor sich hin.

Er war tot!

Sie lief heran und rüttelte ihn. „Papa . . .!" schrie sie verzweifelt. Nun fiel sein Kopf vornüber und schlug auf den Tisch.

Entsetzen packte sie vor dem grausigen Eindruck.

Sie lief so rasch sie konnte zur Nachbarin, der verwitweten Frau Sekretär Beyerle.

Die Witwe Beyerle hatte an diesem Abend Kränzchen, und ihre Kränzchenschwestern rüsteten eben zum Aufbruch, als es Sturm läutete.

Frau Beyerle öffnete. „Ach, Frau Beyerle" . . . bat Toni unter Tränen, „kommen Sie doch einmal mit! Mein Vater! Ich glaube . . ich . glaube, er ist tot! Tot!"

Frau Beyerle hörte das entsetzt.

Sie eilte Toni nach, und nun stellten beide fest, daß Hardenberg tot sei. Toni schluchzte auf. Die alte Frau stützte sie und streichelte ihre Wangen.

„Ganz still, Kindl!" sagte sie mütterlich. „Jetzt kommen Sie mit mir, wir wollen den Arzt anrufen. Da nützt kein Jammern mehr."

Toni folgte ihr apathisch.

Frau Beyerle setzte sie in das kleine Zimmer aufs Sofa, schob ihre neugierigen Kränzelschwestern ab und telephonierte nach dem Arzt.

* * *

Dr. Gräuner hat seine Untersuchung beendet.

Frau Beyerle war ihm dabei behilflich gewesen.

Als er fertig ist, fragt er: „Wo ist Fräulein Hardenberg?"

„In meiner Wohnung, Herr Doktor!"

„Rufen Sie das Fräulein, bitte! Ich muß dringend mit ihm reden!"

Toni, die inzwischen ruhiger geworden ist, kommt sogleich.

„Mein Beileid," sagt der Arzt kurz, aber freundlich. „Harter Verlust, aber sie müssen sich fassen. Haben Sie Ihren Vater tot aufgefunden?"

„Ja, Herr Doktor! Er saß mit furchtbaren Augen am Tisch! Grauenhaft sah es aus!"

Der Doktor blickt Toni nachdenklich an.

Dann sagt er bestimmt: „Sie lassen alles so, wie es ist. Aendern gar nichts. Ich muß die Polizei benachrichtigen."

„Die Polizei?!"

„Ja! Hier ist ein Mord . . . oder Selbstmord geschehen. Ich nehme aber das erstere an. Ihr Vater ist mit Zyankali vergiftet worden."

„Um Gottes willen!" stöhnt Toni auf und sinkt in einen Stuhl. Die Glieder versagen ihren Dienst. Sie versteht das alles nicht, kann es nicht begreifen, daß es so ist, wie es grausam scheint. Ihr ist zumute, als ob all das Gräßliche verrinnen müsse, wie eine Nummer im Zirkus die andere ablöst.

Aber das Bild des Toten bleibt, bleibt qualvoll, unverrückbar stehen.

Der Arzt packt seine Instrumente ein und geht.

Das Mädchen und die Frau halten es in dem Zimmer mit dem Toten nicht mehr aus, sie treten vor die Tür auf die Treppe. Im Hause ist es unruhig geworden. Man hat den Schrei des Mädchens gehört, hat den Arzt mit seinem Auto kommen sehen.

Türen klappern, hinter denen neugierige Menschen spannen.

Und die Aufregung steigt, als plötzlich vor dem Haustor das Polizeiauto hält, und vier Herren, davon drei in Zivil, das Haus betreten.

Sie schreiten ruhig und langsam die Treppe herauf. Endlich ist die Mordkommission im dritten Stock.

Ein großer starker Mann, der mehr einem Tierarzt, weniger einem Polizisten ähnelt, lüftet den Hut.

„Dr. Weidel! Die Kommission ist vom Präsidium hierher gerufen worden. Das ist doch richtig?"

Toni ist plötzlich ganz ruhig.

„Ja! Herr Doktor Gräbner hat sie benachrichtigt. Er sagte, mein Vater sei mit Zyankali vergiftet worden."

Dr. Weidel nickt ruhig. „So, Zyankali! Sehr schmerzlich, Fräulein Hardenberg! Tief schmerzlich! Wir werden tun, was wir können." Das andere verliert sich in seinem grauen Vollbart.

Sie betreten die Wohnung.

Die Kommission beginnt sofort mit der Untersuchung. Der Polizeiarzt stellt den Tod einwandfrei fest. Todesursache: Zyankali. Das Glas Wasser auf dem Tisch enthält noch Reste davon.

Der Polizeiinspektor nimmt dann den Tatbestand auf. Dr. Gräbner ist inzwischen wieder zurückgekommen.

Toni berichtet den Herren, wie sie ihren Vater entdeckt hat. Ihre Aussage wird zu Protokoll genommen.

Dr. Gräbner sieht den Polizeiarzt an: „Scheinbar doch Selbstmord, Herr Kollege, was meinen Sie?"

Der Polizeiarzt zuckt die Achseln: „Schwer zu sagen. An der Leiche sind keinerlei Spuren von Gewalt sichtbar. Aber am Glas hier sind Fingerabdrücke. Die müssen erst untersucht werden."

Man nimmt auch von dem Toten und von Toni Fingerabdrücke und vergleicht dann.

Die Fingerabdrücke am Glas sind es nicht.

Ein fremder Mensch muß das Glas in der Hand gehabt haben.

Der Oberinspektor wendet sich an Toni: „Haben Sie Bedienung, Fräulein Hardenberg?"

„Nein!"

„Auch nicht stundenweise?"

„Nein!"

„Wer kann das Glas außer Ihnen und Ihrem Vater noch in die Hand bekommen haben?"

„Niemand! Seit mindestens vier Wochen ist niemand zu uns gekommen. Ich habe dieses Glas mindestens jeden Tag einmal aufgewaschen."

„Also . . Mord!"

Die Männer nicken ernst.

„Welchen Beruf bekleidete Ihr Herr Vater, Fräulein?"

„Er war Schriftsteller."

„Wie waren seine wirtschaftlichen Verhältnisse?"

„Nicht gut," gesteht Toni mit einem bitteren Blick. „Wir haben immer Not im Hause gehabt. Meine Mutter starb vor sieben Jahren. Sie hat ihr Leben lang arbeiten müssen. Vater hat sich als Schriftsteller nicht durchsetzen können."

„Hatte er Feinde?"

Toni zuckt die Achseln. „Nicht, daß ich wüßte. Aber ich weiß auch nichts aus seinem Leben außerhalb des Hauses. Er verkehrte mit sehr vielen Menschen, aber ich kenne keinen einzigen von ihnen."

„Wo waren Sie heute abend?"

„Im Zirkus Hollerbek! Ich hatte durch meinen Vater eine Freikarte erhalten."

„Ah . . . das deutet darauf hin, daß Herr Hardenberg allein sein wollte, weil er Besuch empfing. Das ist interessant. Wir haben ja im Korridor die Schmutzspur eines mittelgroßen Fußes gefunden, die bestimmt nicht dem Toten, noch viel weniger Ihnen gehört. Wir werden die Hausbewohner vernehmen müssen. Jetzt erzählen Sie bitte aber erst noch Näheres über Ihren Vater. Wie alt war er?"

„Achtundfünfzig Jahre!"

„Sie sind berufstätig und führten gleichzeitig den Haushalt. Wer trug die Kosten, Ihr Vater oder Sie?"

„Mein Vater brachte nur knapp die Miete auf. Für das Essen sorgte ich mit meinem Gehalt. Mein Vater war anspruchslos."

„Was und für wen schrieb Ihr Vater?"

„Er verfaßte Artikel für einige Berliner Zeitungen. Ab und zu nahm man ihm, wohl mehr aus Gnade und Barmherzigkeit, einen Artikel ab."

„Hat Ihr Vater auch Bücher geschrieben?"

„Nein! Seit zwölf Jahren sitzt er über einem Buch, aber er hat es nie fertiggebracht!"

„Was behandelt das Buch?"

„Das Schicksal eines Vorfahren, der vor 140 Jahren nach Südamerika, von dort nach Niederländisch-Indien auswanderte und vor neunzig Jahren starb."

„Ganz interessant! Sagen Sie, Fräulein Hardenberg, haben Sie nicht in den letzten Tagen an ihrem Vater besondere Beobachtungen gemacht. War er aufgeregter, niedergeschlagener? Hat er irgend welche Andeutungen gemacht?"

Toni denkt nach.

„Ja, vor zwei Tagen. Da kam er nachts gegen zwölf Uhr heim. Er war etwas angeheitert, aber im Gegensatz zu sonst gar nicht gereizt. Er entschuldigte sich wegen seines Zustandes, dann klopfte er mir auf die Schulter und sagte: Mädel, bald wird's uns besser gehen, bald wirst du eine Prinzessin!"

„Was schließen Sie, oder schließen Sie jetzt aus diesen Worten?"

„Nichts, Herr Doktor, als den frommen Wunsch eines phantasievollen Menschen. Mein Vater lebte in dem Wahne, daß wir noch einmal sehr reich werden würden. Er hat aber für diese These nie den kleinsten Grund beibringen können."

Der Oberinspektor überlegt.

„Wir wollen das nicht so als phantastisch abtun. War Ihr Vater eine verschlossene Natur?"

„Das ist schwer zu sagen. Er war manchmal von einer kindlichen Offenheit, von vielen Dingen aber konnte er beharrlich schweigen. Vater war überhaupt so widerspruchsvoll. Es war schwer, es ihm recht zu machen, schwer mit ihm auszukommen. Er war manchmal von rührender Zärtlichkeit und Güte, ein andermal gebärdete er sich ganz gegenteilig."

Der Beamte nickt nachdenklich.

„Undurchsichtig! Ihr Vater ist ermordet worden, er hat aber kaum Feinde gehabt, sagen Sie. Was für ein Interesse kann der Täter gehabt haben? Diebstahl? Ist Ihnen etwas gestohlen worden?"

„Ich habe noch gar nicht nachgesehen!"

„Dann tun Sie es gleich einmal."

Das geschieht auch. Doch es fehlt nichts. Aber Toni sieht sofort, daß eine fremde Hand auf dem Schreibtisch des Vaters die Papiere sortiert hatte, daß die Kästen geöffnet worden waren. Sie sucht in den Fächern. Plötzlich stutzt sie.

„Das Manuskript ist weg!"

Der Oberinspektor steht erregt auf. „Welches Manuskript?"

„Das Manuskript seines Buches . . . das er angefangen hatte. Ich habe es ja für ihn abgeschrieben. Hier in dem Fache war es!"

Sie sucht weiter.

„Und . . . die Papiere meines Vaters sind gestohlen!"

Diese Entdeckung wirkt.

„Aha . . . ein Grund zeigt sich. Man hat ihren Vater ermordet, weil man sich das Manuskript, wie die Papiere aneignen wollte. Nun gilt es noch festzustellen: Warum tat man es und wer tat es," sagte Dr. Weidel befriedigt.

* * *

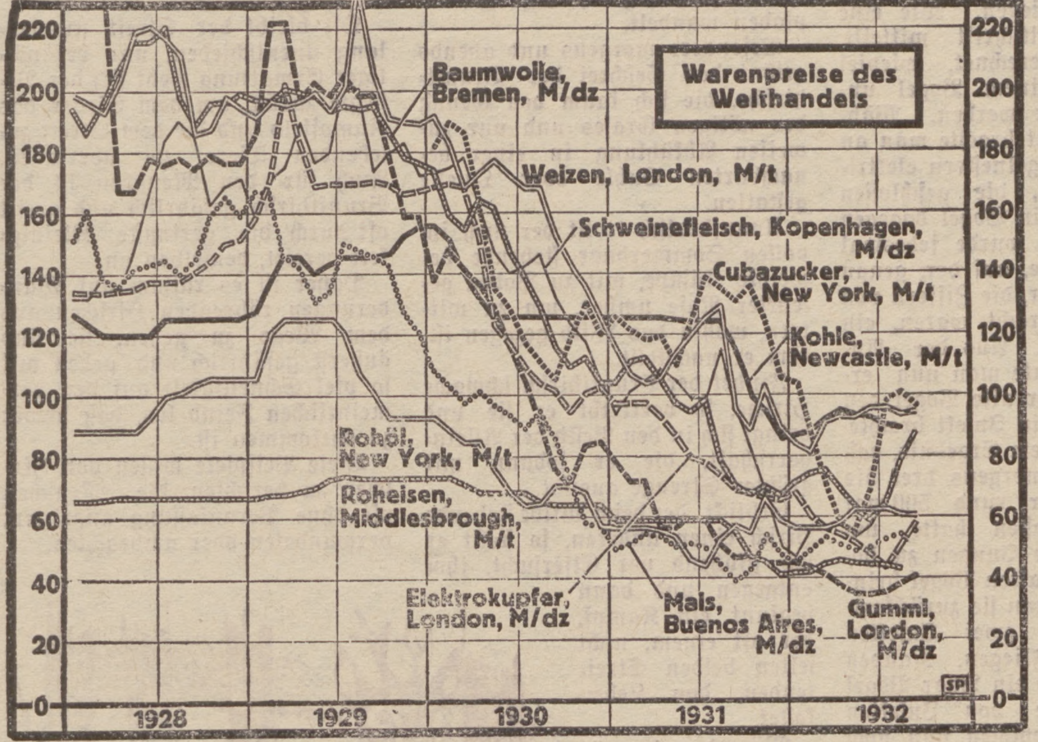
(Fortsetzung folgt.)

Warenpreise des Welthandels

Die scharfe Abwärtsbewegung, die fast alle massgebenden Welthandelspreise in den letzten Jahren durchgemacht haben, ist bekanntlich in der letzten Zeit allgemein zum Stillstand und teilweise zur Umkehr gekommen. Mit merkwürdiger Gleichmässigkeit setzte das Abgleiten der Preise Ende 1929 oder Anfang 1930 auf fast allen Gebieten ein, und ebenso vollzog sich der Preisabbau mit ganz wenigen Ausnahmen in vollständig gleichem Sinne bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahres.

Schon um die Jahresmitte 1931 zeigte sich auf einigen Warenmärkten ein Ansatz zu einer Preisbesserung — Weizen, Mais, Zucker, Rohöl konnten eine Zeitlang beträchtlich höhere Preise erzielen —, doch hatten diese Aufbesserungen (ausser beim Rohöl) keinen Bestand. Sehr bald nahm der Gesamtverlauf der Preiskurven wieder die alte, abwärts weisende Richtung auf.

Seit dem Frühjahr 1932 ist aber nunmehr eine grundsätzliche Aenderung der gesamten Preiseinstellung nicht zu verkennen. Mit geringen Ausnahmen — es sind im wesentlichen eigentlich nur Kohle und Eisen — weisen die wichtigsten Welthandelswaren durchgängig mehr oder weniger starke Preiserhöhungen auf. Bei einigen, z. B. bei Baumwolle, Zucker, Kupfer, haben diese Preisbesserungen ein ausserordentlich hohes Mass angenommen, bei anderen verläuft die Entwicklung ruhiger. Im ganzen ist aber nicht zu verkennen, dass der gesamte Preisstand auf allen Teilen des Weltmarktes — trotz vereinzelter Rückschläge der allerletzten Zeit — offenbar eine nach oben weisende Richtung zeigt. Sp.



Wieviel Handwerker gibt es in Polen?

♂ Nach den neuesten statistischen Unterlagen gibt es in Polen 280 000 Handwerker, die in sieben Berufsgruppen geteilt werden: in die baugewerbliche, holzgewerbliche, textilische, metallische, lebensmittelgewerbliche, ledergewerbliche und in die Gruppe persönlicher Dienstleistungen.

Die ledergewerbliche Gruppe ist die umfangreichste. Zu ihr gehören 58 000 Schuhmacher, 4775 Sattler, 1271 Buchbinder und 215 Handschuhmacher.

Die Textilbranche steht an zweiter Stelle. Zu ihr gehören 43 478 Schneider, 4889 Mützenmacher, 389 Tapezierer, 2624 Kürschner.

An dritter Stelle steht die Lebensmittelbranche mit 22 357 Fleischern, 15 825 Bäckern, 6445 Selchern, 2288 Konditoren.

Bei den Metall-Handwerkern marschieren die Schmiede mit 43 000 Vertretern an der Spitze. In weitem Abstand folgen 8454 Schlosser, 5464 Uhrmacher, 4348 Klempner.

In der Holzbranche gibt es fast 40 000 Handwerker: 31 158 Tischler, 5513 Zimmerleute, 1897 Böttcher, 621 Korbflechter.

Im Baugewerbe sind 11 167 Maurer, 5678 Maler, 1855 Glaser, 1608 Töpfer und 464 Bildhauer beschäftigt.

Zahlenmässig an letzter Stelle steht die Branche für persönliche Dienstleistungen. Zu ihr gehören 9288 Friseure und 1688 Photographen.

Wann geht der Roggenpreis in die Höhe?

♂ Das wachsende Angebot von Roggen hat einen bedeutenden Preissturz des Roggens zur Folge gehabt. Besonders in den Wojewodschaften Posen und Pommerellen, aber auch in einigen kleinpolnischen Bezirken ist bald nach der Ernte der Roggen in grossem Umfang auf den Markt geworfen worden. So fiel der Roggen bis auf 16 zł. In Posen notiert man ihn sogar noch niedriger.

Im vorigen Jahr um diese Zeit hat indessen der Roggenpreis bereits wieder angezogen. Am 15. September 1931 wurde in Posen und in Warschau der Roggen mit 21,25 und 21.75 zł notiert. Die Staatlichen Getreide-Handelsanstalten bemühten sich bisher vergeblich, Roggen aufzukaufen, um eine weitere Preissenkung zu verhindern. Es gelang nur, eine begrenzte Tonnenzahl von Roggen auf die Auslandsmärkte zu werfen. Bisher wurden 30 000 t Roggen ausgeführt, während es im Jahre 1930 im gleichen Zeitraum 90 000 t waren.

Wie hier bereits ausgeführt wurde, ist die Roggenernte verhältnismässig günstig ausgefallen. Wenn die Roggenpreise nicht anziehen, ist zu befürchten, dass im nächsten Jahr eine wesentlich geringere Ernte eingebracht werden wird, weil der Landwirt nach Möglichkeit die Aussaat von Roggen einschränken wird. Entscheidend für die weitere Entwicklung des Roggenpreises wird der Umfang des Angebotes sein. Wenn das Roggenangebot nicht wesentlich wächst, dürfte wohl mit einer langsamen Preiserhöhung zu rechnen sein. Im Grunde ist man sich in den Kreisen unserer Landwirtschaft durchaus über die Notwendigkeit klar, den Roggen zurückzuhalten. Leider hockt hinter zu vielen Landwirtschaften heute schon das Gespenst der Zwangsvollstreckung, so dass der Landwirt sich gezwungen sieht, zu verkaufen. Aber er soll nicht vergessen, dass es für den Zentner Weizen 5 zł mehr als für den Zentner Roggen gibt. — Je mehr Roggen zurückgehalten wird, desto eher dürfte er anziehen.

Gegen eine Erniedrigung der Zuckerrübenpreise

♂ Der Vorstand der Warschauer Landwirtschaftskammer kam in einer Sitzung vom 15. September zu der Ueberzeugung, dass die Landwirtschaft eine weitere Erniedrigung des Zuckerrübenpreises nicht mehr tragen könnte. Eine derartige Massnahme müsste eine Reihe von Produktionsstätten ruinieren, die heute gerade noch den Anstürmen der Krise gewachsen sind.

An dieser Stelle wurde ja bereits des öfteren zum Ausdruck gebracht, dass eine Ermässigung des Zuckerpreises notwendig ist, dass sie aber nicht eine Erniedrigung des Zuckerrübenpreises zur Voraussetzung haben darf.

Erhöhter Buttereinfuhrzoll

♂ Die Auslandsbutter, die seit einiger Zeit unsere Märkte überschwemmt, veranlasste uns vor einiger Zeit, an dieser Stelle auf die Gefahr der Auslandsbutter für die einheimische Milchwirtschaft und die Notwendigkeit der Erhebung eines wirksamen Buttereinfuhrzolls hinzuweisen.

Von seiten des Finanzministeriums ist dem im Einvernehmen mit dem Minister für Handel und Gewerbe sowie Landwirtschaft in der Weise entsprochen worden, dass laut einer Verfügung im „Dziennik Ustaw" Nr. 78 (Pos. 697) mit Wirkung vom 15. September ein Einfuhrzoll in Höhe von 200 zł je 100 kg erhoben wird.

Der Einfuhrzoll dürfte genügen, um die baltische, dänische und sibirische Butter auf dem polnischen Markt konkurrenzunfähig zu machen. Wie hier schon ausführlich dargelegt wurde, ist bisher ein Einfuhrzoll von 12 zł je 100 kg erhoben worden.

Die Brotpreise in Polen

Nach polnischen amtlichen Daten beträgt der Brotpreis im Einzelhandel für 65prozentiges Roggenbrot je kg: in Lemberg und Drohobycz — 42 Groschen, in Warschau und Gdingen — 40 Groschen, in Wilna, Luck, Przemysl, Krakau, Kattowitz und Bielitz — 38 Groschen, in Białystok und Grodno — 37 Groschen, in Brest-Litowsk, Pinsk, Radom und Bromberg — 36 Groschen, in Tarnopol, Lodz, Kielce, Czenstochau, Posen und Thorn — 35 Groschen, in Lublin und Sosnowice 34 Groschen, in Kalisch — 33 Groschen und in Włocławek und Rowno 32 Groschen. Die Brotpreise in Polen differieren demnach in den einzelnen Städten um bis 10 Groschen je kg. DPW.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen v. 16. 9. bis 22. 9. 1932, priv. Kurs 8.88 bis 8.90.

2. Getreidepreise pro 100 kg am 22. 9. 1932.

	Loco Verladestation	Loco Lemberg:
Weizen vom Gut	24.00—24.50	26.00—26.50
Weizen Sammelladung	21.00—21.50	23.00—23.50
Roggen — Einheitl.	14.50—14.75	16.50—16.75
Roggen Sammelladung	14.00—14.25	16.00—16.25
Mahlgerste	11.75—12.25	14.00—14.50
Hafer vom Gut	12.25—12.75	14.75—14.25
Hafer Sammelladung	11.00—11.50	13.50—14.00
Heu, süß, gepreßt	7.00— 8.00	8.00— 9.00
Buchweizen	13.25—13.75	
Kleie — Roggen	6.20— 6.50	7.00— 7.25
Kleie — Weizen	7.25— 7.75	9.00— 9.50

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter Block	Butter Kleinpackung	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
16. 9. bis 17. 9. 1932	2.80	3.—	1.10	0.22	4.80
18. 9. bis 21. 9. 1932	3.—	3.20	1.10	0.22	5.20
22. 9. 1932	3.—	3.20	1.10	0.20	5.20

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

Wetten,

daß Sie nicht bis eine Milliarde zählen können!

Bis hundert geht die Sache ja ganz glatt und dauert, wenn Sie einmal den Sekundenzeiger zum Vergleich heranziehen wollen, etwa eine Minute. Darüber hinaus — bitte, jeder neue Hunderter muß voll ausgesprochen werden. Natürlich wäre die Sache wesentlich einfacher, wenn man stets wieder mit dem einstelligen Eins beginnen könnte. Aber — hier gilt es sauber auszuzählen „einhundertundeins, einhundertundzwei„ einhundertunddrei" — bis zweihundert mögen Zungenequilibristen das auch noch innerhalb einer Minute schaffen. Für die kommenden Hunderter braucht man bereits anderthalb bis zwei Minuten — für den ersten Tausender rund 15 Minuten. In einer Stunde bringen wir es auf Viertausend. Leider wird die Sache jetzt immer schwieriger — mit vierzigtausend hat sich die Sprechzeit bereits verdoppelt. Man muß nicht zehn, sondern zwanzig Stunden dafür opfern. Und so fort. Bei Vierhunderttausend hat die Uhr 400 Stunden zurückgelegt, bei vier Millionen 000 Stunden — — es ist eine lange und mühsame Geschichte, und der einzige Mann, der sein Leben in den Dienst dieser hohen Aufgabe setzte, konnte leider über den Erfolg seines Experiments keinen Aufschluß mehr geben. Obwohl man ihn lange Zeit mit Kaltwasserkuren behandelte.

Theoretisch jedoch kann nachgewiesen werden, daß man etwa 00 und einige lumpige Jahre zur Lösung der Aufgabe benötigen würde Und das geht natürlich etwas zu weit.

Wissen Sie eigentlich, welch mathematisches Kunststück Sie bewältigen, wenn Sie ein paar Gäste zu Tisch bitten und ihre Sitzordnung im voraus bestimmen? Sie meinen, so viele Möglichkeiten könne es doch kaum geben, eine Handvoll Leute zu plazieren? Wir werden gleich einmal sehen. Angenommen, eine Tafelrunde von zehn Personen trifft allabendlich zusammen — zum Glase Bier, zum Skat, zum Bridge — ganz wie Sie wünschen. Diese zehn Leute haben es sich zur Aufgabe gemacht, jeden Abend die Reihenfolge und die Sitzordnung zu wechseln. Möglicherweise saßen die Teilnehmer am ersten Abend in der Reihenfolge der Ziffern von 1 bis 10, dann verschiebt sich am zweiten Abend die Reihe um eine Ziffer. Man beginnt mit zwei, darauf mit drei, später umgekehrt, und hernach läßt man noch die vielfachen Verschiebungen der Zahlen untereinander und gegeneinander folgen. Kein Stammtischbruder darf je auf dem gleichen Platz sitzen, bei gleicher Nachbarschaft. Wie lange wird es dauern, bis die zehn Herren die gleichen Sitze einnehmen, wie am ersten Tag ohne daß eine Wiederholung einer anderen Sitzordnung eintritt? Was schätzen Sie? Ein paar Monate, nicht wahr?

Kleiner Rechenfehler — man würde nämlich etwa 3 613 540 Tage oder rund 9900 Jahre zur Bewältigung der Aufgabe benötigen.

Sie haben gewiß schon oftmals ein Markstück wechseln lassen. Was sagt man in solchem Falle? „Bitte, wollen Sie mir die Mark wechseln, in kleine Münze tauschen." Dabei überlegen wir aber gar nicht, daß es 3953 unterschiedliche Arten, ein Markstück zu wechseln, gibt.

Wenn man ein Zweipfennigstück nur einmal wechseln kann, gibt es beim Fünfpfennigstück schon 3, beim Zehnpfennigstück 10 Möglichkeiten. Das Fünfundzwanzigpfennigstück — heute nicht mehr im Kurs — ließ sich 64mal einwechseln, das Fünfzigpfennigstück 406mal. Kaum vorstellbar werden die Zahlen beim Zweimarkstück — 61 984 Wechselmöglichkeiten — beim Dreimarkstück — 391 550mal zu wechseln — und beim Fünfmarkstück, das über fünf Millionen mal umgewechselt werden kann.

Wer sich die Mühe machen will, ein Dreimarkstück in allen 391 000 Arten umzuwechseln, muß sich darauf gefaßt machen, einer Aufgabe gegenüberzustehen, die über 135 Tage in Anspruch nehmen wird. (Ein jedes Wechseln nur mit einer halben Minute berechnet.)

An einem Zwanzigmarkschein wird sich wohl niemand versuchen wollen, denn einen einzigen Schein über 33 Milliarden mal umzuwechseln, wird auf die Dauer gewiß nicht mehr interessant sein. Zumal man etwa 31 000 Jahre leben müßte, um dieses Geschäft zu erledigen. —

Aber wir können ja nicht einmal bis eine Milliarde zählen. Das heißt, unbewußt tun wir es dennoch. Denn das Herz pocht durchschnittlich in der Stunde 5000mal. Im Laufe eines Lebens von 60 Jahren hat ein Herz also rund 2 Milliarden, 629 Millionen und etwa 800 000 Schläge getan.

Im Wald und auf der Heiden

Wieviel Insekten tötet ein Vogel?

Immer mehr kommt man zu der Erkenntnis, daß die Vögel den Menschen unschätzbare Dienste leisten, indem sie die schädlichen Insekten verzehren.

Die Rolle, die unsere gefiederten Freunde hier spielen, ist wirklich erheblich, denn die Vögel sind die besten Vertilger der lästigen Mücken und Fliegen. Wie eine medizinische Zeitschrift mitteilt, hat man ausgerechnet, wieviel Insekten von einem Vogel unschädlich gemacht werden. Während der Brutzeit brachte man an verschiedenen Vogelnestern elektrische Kontakte an, die geschlossen wurden, wenn ein Vogel dagegen flog. Hierdurch wurde jedesmal auf einer Scheibe, auf der, genau wie bei einer Uhr, die Ziffern von 1 bis 24 angebracht waren, ein Punkt gezeichnet. Aus der Anzahl Punkte konnte man nun ersehen, wie oft der alte Vogel den jungen Vögeln ein Insekt brachte

Man kam zu dem Ergebnis, daß der Vogel von morgens drei bis abends sechs Uhr rund 500 mal sein Nest verlassen hatte, um Nahrung für die Jungen zu holen. Die beiden alten Vögel bringen jedesmal, wenn sie zurückkommen, zusammen zwei Insekten (wie Mücken, Fliegen, Raupen usw.) mit, so daß ein Paar Vögel täglich Tausende von Insekten töten. Hierzu kommen nun noch die Insekten, die der Vogel zur eigenen Nahrung nötig hat; denn, wie bekannt ist, gebraucht ein Vogel an Nahrung täglich zweieinhalbmal so viel, wie sein Gewicht beträgt.

Und doch ist diese sehr große Vertilgung der Insekten durch die Vögel noch nicht erschöpfend gegenüber der Fliegengefahr. Wie groß diese ist, ersieht man daraus, daß eine Fliege in einem Sommer die Stammutter von 120 Millionen Nachkömmlingen werden kann.

Vom Brunfthirsch

September bis Mitte Oktober dauert die Brunstzeit des Edelwildes unserer deutschen Wälder und oft hört der, den stillen Forst durchquerende Wanderer, das Schreien, oder wie es in der Jägersprache heißt, das „Röhren" oder „Orgeln" des Königs der Wälder, des Edelhirsches, ein Zeichen dafür, daß er auf Liebespfaden wandelt.

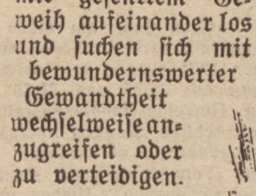
Besonders morgens und abends ertönt das Geschrei der Brunfthirsche, die sich kaum den Genuß des nötigen Grases und nur zuweilen Abkühlung in einer benachbarten Suhle oder Quelle gestatten.

Unaufhörlich trollt der noch im vollen Sommerhaar stehende beweihte Kämpe, mit zu Boden gesenkter Nase umher, um zu wittern, wohin das Wild gezogen ist, dem er nachstellt.

Findet der Brunfthirsch schwache Hirsche, so vertreibt er sie und bringt sich in den Besitz der Alleinherrschaft, die er sodann mit größter Strenge ausübt.

Erblickt der beim Wilde stehende Hirsch einen anderen, so stellt er sich, glühend vor Eifersucht, ihm entgegen und dann beginnt ein Kampf, der oft einem, nicht selten beiden Streitenden, das Leben kostet.

Wütend gehen sie mit gesenktem Geweih aufeinander los und suchen sich mit bewundernswerter Gewandtheit wechselweise anzugreifen oder zu verteidigen.





Weithin erschallt im Walde das Zusammenschlagen der Geweihe und wehe dem Teile, der aus Altersschwäche oder sonst sich zufällig eine Blöße gibt.

Man kennt Beispiele, daß beim Kampfe die Geweihe sich so fest ineinander geschlungen hatten, daß der Tod beider Kämpfer die Folge dieses Zufalls war.

Oft bleibt der Streit stundenlang unentschieden, nur bei völliger Ermattung zieht sich der Besiegte zurück, um dem Sieger das Kampffeld und die dem Streit zusehenden Tiere zu überlassen. Auch für den Menschen ist der Brunfthirsch gefährlich und greift oft durch die geringste Kleinigkeit gereizt, denselben an.

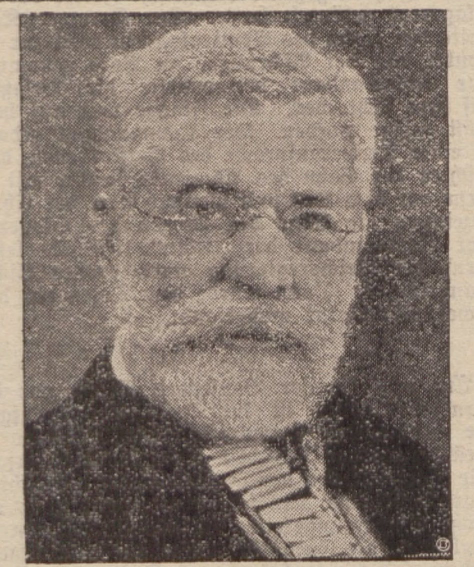
Daher ist es ratsam auf Wanderungen röhrenden Hirschen aus dem Wege zu gehen, sie sind äußerst gefährlich und gehen mit so viel Schnelligkeit auf den vermeintlichen Feind los, daß schwer zu entkommen ist.

Viele Beispiele wissen von Hirschen zu berichten, die Menschen oft ohne Veranlassung angriffen, verwundeten oder umbrachten.

Adel verpflichtet

Die Tatsache, daß wir Gottes Kinder sein dürfen, ist kein Ruhepolster für die Seele. Sind wir eines großen Königs Kinder, so haben wir die Verpflichtung, dieses hohen Standes würdig zu sein. Darum schreibt Johannes: „Wer solche Hoffnung hat zu ihm, der reinigt sich, gleichwie er auch rein ist“ (1. Joh. 3, 3 bis 5). Haben wir in unserer Gotteskindschaft die Hoffnung, daß wir ihm gleich sein werden, wie sollten wir solche Hoffnung gegenüber dem Reinen, an dem kein Böses ist, wagen dürfen, wenn wir selber unrein wären? Wie kann der Unreine dem Reinen gleich werden, wenn er sich nicht reinigen würde? So liegt in dem Blick auf die Vollendung unserer Gotteskindschaft zur Gottesgleichheit die Aufgabe, hier den Kampf wider alles Böse zu führen und zu wachsen in allen Stücken am Guten in der Nachfolge Jesu. Aber der Apostel begründet diese Pflicht nicht nur durch den Vorausblick auf die Zukunft, sondern auch durch den Rückblick in die Vergangenheit: Christus ist erschienen, daß er die Sünde wegnehme. Hieße nicht der Sünde dienen, sein Werk verleugnen und unwirksam machen? Hieße nicht in der Sünde beharren wider den Herrn sein, dessen Leben und Sterben ja nur das eine Ziel hatte, die Sünde fortzunehmen? Wir tragen seinen Namen. Wie die Tatsache, daß wir Gottes Kinder sind, in sich die Verpflichtung trägt, diesem Stande nicht Schande zu machen, sondern dem Vater Ehre zu machen, dessen Kinder wir sein dürfen, so liegt nicht minder in der Tatsache, daß wir Christi Namen tragen, die Verpflichtung, diesen Namen nicht zu Spott werden zu lassen. Adel verpflichtet. Es gibt eben einen Christenadel, den der Gotteskindschaft. So gibt es auch eine Christenehre; so ist es Ehrenpflicht der Kinder Gottes, in der Reinigung vom Bösen das Erlösungswerk Christi zur Wirklichkeit werden zu lassen und der Vollendung der Kindschaft zuzustreben.

D. Blau-Posen.



Der Sachsenbischof.
Am 16. September beging Dr. D. Friedrich Teutsch, das Oberhaupt der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen, seinen 80. Geburtstag. Etwa 360 000 deutsche Protestanten Ungarns und der südeuropäischen Länder sehen in Bischof Teutsch ihren kirchlichen Führer.

100 Jahre Gustav-Adolf-Verein

Die Stadt Leipzig stand im Zeichen der Hundertjahrfeier des Gustav-Adolf-Vereins. Sie stellt eine eindrucksvolle Kundgebung des evangelischen Christentums dar, für das am 6. November 1632 der Schwedenkönig Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen sein Leben geopfert hat. Aus aller Welt waren Abgesandte und Freunde des weltweiten Gustav-Adolf-Werkes zusammengekommen. Neben den deutschen Landeskirchen waren fast alle deutschsprachigen Kirchen des Auslandes vertreten, unter anderem aus Oesterreich, Südslawien, Siebenbürgen, aus Polen, der Tschechoslowakei und den baltischen Staaten. Auch die protestantischen Kirchen Schwedens und Finnlands, Ungarns und der Tschechoslowakei haben führende Persönlichkeiten entsandt.

Sonnabend bereits trat der Zentralvorstand unter seinem Präsidenten Geheimrat D. Rendtorff (Leipzig) zu einer vorbereitenden Sitzung zusammen. An den Reichspräsidenten Hindenburg wurde ein Begrüßungstelegramm geschickt. Am Abend war in den Festräumen des Neuen Rathauses ein offizieller Begrüßungsabend, den der Rat der Stadt Leipzig gab. Oberbürgermeister Dr. Goerdeler gedachte in seiner Ansprache der seelischen Nöte der evangelischen Glaubensgenossen. Er schloß mit einem herzlichen Wunsch für das Gedeihen des Jubilarvereins. Nach dem Dank des Vorsitzenden des Vereins schilderte Kirchenpräsident D. Voß (Kattowitz) die geistige und wirtschaftliche Not aller evangelischen Deutschen in den abgetretenen Gebieten, wo das Bekenntnis zum Deutschtum oft schon zum wirtschaftlichen Ruin des einzelnen führe. Diese Nöte zu lindern, sei Aufgabe des Gustav-Adolf-Vereins. Es sollte aber auch die alte Heimat nach besten Kräften mithelfen.

Am Sonntag früh bildete ein Laienspiel „Von der Kirche Not und Rettung“ den Auftakt. Nachmittags bildete die Kundgebung am Völkerschlachtdenkmal den wichtigsten Teil der Veranstaltungen. Kopf an Kopf standen die Menschen auf Zugangswegen und Dämmen. Feierliche Klänge der vereinigten Posaunenchöre der Stadt Leipzig leiteten die Kundgebung ein. Dann erschallte, weithin getragen von einer wunderbaren Akustik, das Feldlied Gustav Adolfs, vorgetragen von 6500 Sängern der vereinigten Kirchenchöre des Landeskirchenchorverbandes Sachsen. Ihm folgte die Rede des Staatsministers a. D. Dr. Boelitz (Berlin), der dem Zentralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins angehört. Die Rede war ein eindrucksvoller Aufruf zur Sammlung, Erhebung und zum Bekenntnis des Gustav-Adolf-Vereins an das evangelische Deutschland und seine evangelischen Glaubensgenossen in aller Welt. Legitimiert sei der Gustav-Adolf-Verein durch seine hundertjährige Geschichte mit großen Gestalten und großer Erinnerung, einer Geschichte, in der er sich stets erwiesen habe als der Mahner seines Volkes, der Wecker der Gewissen, der abseits von jedem Streit der Meinungen immer der neutrale Bezirk tätigsten evangelischen Kirchentums gewesen sei. Der Redner ging dann auf die gegenwärtige Lage Deutschlands ein, das noch immer nicht als Gleicher unter Gleichen geachtet werde. Die Freiheit könne nur kommen, wenn wir Deutschen wieder ein Volk würden. Der Verwirrung, der Zersplitterung unserer Tage sei das Bekenntnis zur Einheit entgegenzusetzen. Höher als die Partei müsse das Vaterland stehen. Dabei dürfe man auch eines nicht vergessen: so stark unser Streben sei, endlich wieder ein Staat zu werden, dem keine Macht der Welt mehr die Gleichberechtigung versagen dürfe, die Form unseres staatlichen Lebens bleibe für unser Volk als Ganzes immer eng. Erschüttert stehe man vor der Tatsache, daß 30 Millionen Deutsche außerhalb der Grenzen unseres Staates leben. Der Gustav-Adolf-Verein dürfe im Hinblick auf seine hundertjährige Geschichte voll Dank bekennen, daß die Männer und Frauen, die in dieser Arbeit gestanden hätten, unermüdlich für den Gedanken der Verbundenheit aller Deutschen in der Welt gearbeitet hätten. Ganz im stillen habe er seine große Aufgabe durchgeführt. Der entschlossene Wille, auch weiter den evangelischen Glaubensgenossen in der Zerstreuung zu helfen, könne weder durch die furchtbaren Wirkungen des Weltkrieges draußen in der Welt noch durch die Not der Volksgenossen in der Heimat gehemmt werden.

Eindrucksvoll war der Abmarsch der etwa 100 000 Festteilnehmer. Etwa 300 Fahnen wurden im Zuge mitgeführt. Am Dienstag folgte die Hauptversammlung.

Wissenschaftliche Anerkennung der Gustav-Adolf-Arbeit

Anläßlich der Hundertjahrfeier des Gustav-Adolf-Vereins in Leipzig wurde von der Theologischen Fakultät in Breslau dem Pfarrer Lic. Georg Richter aus Gollantsch im Kreise Wongrowitz der Doktor theol. h. c. und dem auch im hiesigen Gebiet bekannten Pfarrer Häusler, der früher in Kattowitz tätig war, der Lic. theol. h. c. verliehen.

Der bekannten Schriftstellerin Selma Lagerlöf wurde von der Theologischen Fakultät in Kiel der Titel eines Ehrendoktors der Theologie zuerkannt. Die Theologische Fakultät der Universität Tübingen wiederum hat dem schwedischen Erzbischof Erling Eidem in Upsala den Ehrendoktor der Theologie verliehen. Dieselbe Auszeichnung haben die Mitglieder des Zentralvorstandes des Gustav-Adolf-Vereins, Justizrat Dr. Georgi und Pfarrer Harald Bruhns von der Leipziger Universität erfahren. Für ein Werk über die Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins hat der Professor der Geschichte Dr. phil. Johannes Paul von der Theologischen Fakultät Greifswald den Ehrendoktor der Theologie erhalten. Dem unermüdlichen Vorsitzenden des Gustav-Adolf-Vereins, dem Geh. Kirchenrat Universitätsprofessor D. theol. Dr. jur. Franz Rendtorff, Leipzig, ist von der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig der Doktor der Philosophie ehrenhalber verliehen worden.

Herbsteinsamkeit

Es gibt ein wundes Einsamsein: man ist
Wie flaches, weithin ödes Uferland,
An dem das Leben träg vorüberfließt.
Kein Strauch, kein Baum wächst auf dem toten Rand,
Die Wasser gleiten ohne Bild vorbei.
Und alles schweigt. Kein Ruf, kein Vogelschrei —
Selbst Flügelschlag zerfällt im Leeren dumpf. —
Das Ufer endet irgendwo im Sumpf.

Leo Lenartowitz.

Aus technischen Gründen sind wir gezwungen, den bisher erscheinenden Roman abzubrechen und mit dem Abdruck unseres neuen Romans

„Zirkus Hollerbek“

in vorliegender Nummer zu beginnen.

Was in der Welt geschah

Die Bestattung des polnischen Fliegers Zwirko und seines Begleiters, Ingenieur Wigura, gestaltete sich zu einer großen Trauerkundgebung der gesamten Warschauer Bevölkerung. An dem mehrere Kilometer langen Trauerzug nahmen zahlreiche Delegationen aus allen Landesteilen mit etwa 1500 Fahnen teil. Man zählte über 500 Kranzspenden. Alle Straßen, durch die der Zug sich bewegte, waren von einer dichten Menschenmenge umsäumt. Die Särge waren auf eigens dazu hergerichteten Flugzeugrümpfen zum Friedhof gefahren worden. An den Bestattungsfeierlichkeiten nahmen Vertreter der Regierung und der Warschauer Diplomatie, insbesondere die Militärattachés teil. Die Stadt ehrte die Verstorbenen durch zwei Minuten langes Schweigen.

*

Bei einem biederen Bauern aus dem Chiemgau hielt dieser Tage ein elegantes Auto. Es fuhr mitten in den Hof und tutete mörderisch. Aber als der Bauer erstaunt aus seiner Wohnung stürzte, um sich diese merkwürdig lauten Gäste etwas näher anzusehen, war er doch freudig überrascht. In dem Wagen saß ein **Großkaufmann aus Marseille** mit seiner jungen Frau, der dem Bauern herzlich die Hand entgegenstreckte. Der erkannte ihn erst nicht, aber dann schlug er mit lautem Halloh in die dargebotene Rechte ein. Dieser feudale Herr da vor ihm im Auto war ja niemand anderes als ein französischer Kriegsgefangener, der drei Jahre hindurch auf seinem Anwesen als Landarbeiter tätig war. Der „Poilu" hatte sich nun in einen veritablen Großkapitalisten verwandelt, der im eigenen Wagen seinen alten deutschen „Chef" aufsuchen konnte. Na, es gab natürlich eine recht erfrischende Wiedersehensfeier, bei der nicht nur vom Krieg, sondern auch von friedlicheren Dingen die Rede war. Nach ein paar Stunden fuhr der Franzose mit seiner Frau weiter. Der Bauer aber meinte: „Gelernt hat er doch was bei mir..."

*

Das Goethe-Jahr hat nun auch **eine neue Rose** gezeitigt, die den Namen „Wolfgang von Goethe" trägt. Es ist eine zartrosa, starkwüchsige „Druschki", die in besonders schönen Exemplaren auf der Rosenschau in der Weimar-Halle zu sehen waren, die der Weimarer Gartenbauverein und der Verein deutscher Rosenfreunde in diesen Tagen im Rahmen einer Reihe von Blumensonderschauen zu Ehren Goethes veranstaltet haben.

*

Ein Geldtransport der Berliner Verkehrsgesellschaft wurde früh vor dem Eingang der Berliner Stadtbankfiliale im Charlottenburger Rathaus vor den Augen zahlreicher Passanten von vier Räubern, die in einem gestohlenen Auto vorgefahren waren, überfallen. Die Banditen **erbeuteten eine Geldkiste mit über 30 000 Mark**, die für Lohnzahlungen bestimmt war. Zuvor war es zwischen den sechs Beamten der Verkehrsgesellschaft und den Räubern zu einem harten Kampf gekommen. Der Führer des Transportes zog eine Scheintodpistole und versuchte sie auf den Hauptangreifer abzufeuern. Einer der Räuber kam ihm jedoch zuvor. Er zog eine Waffe und feuerte aus nächster Nähe auf den Beamten einen Schuß ab, der diesem die Schläfe durchbohrte. Gleich darauf hallten vier weitere Schüsse. Ein zweiter Beamter erhielt einen Streifschuß. Die Geldkiste, die ihm in diesem Augenblick aus den Händen fiel, hatten die Banditen im nächsten Moment schon ergriffen, rasten damit über den Fahrdamm, sprangen in ihren bereits anfahrenden Wagen und sausten davon. Ein in der Nähe postierter Polizeibeamter sprang in eine danebenstehende Limousine und nahm die Verfolgung der Räuber auf. Es entwickelte sich eine wilde Jagd durch halb Charlottenburg, die bis über den Kurfürstendamm hinaus zum Fehrbelliner Platz führte. Dort gelang es dem Räuberauto nach einer scharfen Kurve zu entkommen. Die Räuber müssen mit den Gepflogenheiten bei der Berliner Verkehrsgesellschaft ziemlich vertraut gewesen sein.

*

In Algerien ist ein Militärzug mit 510 Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten der Fremdenlegion in der Gegend von Tlencen zwischen den Stationen Celboun und Turenne entgleist und **in eine Schlucht gestürzt.** Die Bahnstrecke soll an der Stelle, wo sich das Unglück ereignete, durch heftige Regengüsse der letzten Zeit unterwühlt worden sein. 120 Tote und 150 Verletzte sollen zu verzeichnen sein. Der Unglückszug transportierte ein Bataillon des 1. Regiments der Fremdenlegion. In der Nähe des Bahnhofes Turenne bei der Durchfahrt durch eine Schlucht gab plötzlich der Untergrund der Bahnanlage nach, und der ganze Zug stürzte etwa 85 Meter tief in die Schlucht ab. Die 20 Personenwagen, die Lokomotive und die Packwagen bildeten unten ein einziges wirres Trümmerfeld.

*

In Dona Mencia, in der spanischen Provinz Cordoba, ist infolge Brandstiftung die große Kirche mit dem danebenstehenden Kloster **nach 17stündigem Brande zerstört** worden. Große Kunstwerke wurden vernichtet, darunter ein Hochaltar im Werte von 2 Millionen Pesetas. Der Gesamtschaden beträgt vier Millionen Pesetas.

*

Ihrer somnambulen Veranlagung fiel in Wien die 13jährige Gymnasialschülerin Marie Frunk zum Opfer. Das junge Mädchen war vor einigen Tagen aus Klagenfurt, wo ihre Eltern wohnen, zu einer Tante in Wien zu Besuch gekommen. Niemand wußte, daß die kleine Marie, ein äußerst reizbares Kind, die Gewohnheit hatte, im Traum vom Bett aufzustehen und durch die Wohnung zu gehen. Offenbar unter dem Eindruck der Großstadt waren die Träume des Mädchens besonders lebhaft, denn sie stand gegen Mitternacht auf, ging vorsichtig herumtappend zum Fenster und **sprang vom dritten Stockwerk auf die Straße.** Sie erlitt schwere Verletzungen an den Armen und Beinen, außerdem innere Verletzungen, blieb aber bei Bewußtsein. Das Mädchen wurde ins Krankenhaus gebracht. Dort erzählte sie dem behandelnden Arzt, sie habe vom Fliegen geträumt und plötzlich den rasenden Wunsch gehabt, aus eigenen Kräften zu fliegen. Deshalb sei sie im Traum zum Fenster gegangen und in die Tiefe gesprungen. „Es war sehr schön, das Fliegen," wiederholte die Kleine einige Male; „ich hätte es mir niemals so schön vorgestellt." Marie Frunk blieb bis zum letzten Augenblick bei vollem Bewußtsein. Ihre Verletzungen waren so schwerer Natur, daß man ihr keine Hilfe mehr bringen konnte. Sie starb einige Stunden nach ihrer Einlieferung ins Krankenhaus.

*

In dem Dorfe Klein-Pertwitz in Niederschlesien wurde nach der Beerdigung seines Schwiegervaters der 35jährige Schuhmacher Richard Just **vom Kirchhof weg verhaftet.** Er steht im Verdacht, seinen Schwiegervater, den 61jährigen Auszügler Türke, seinen Schwager, den 32jährigen Arbeiter Grobas und dessen 6jährigen Sohn vergiftet zu haben. Auch die Frau seines Schwagers Grobas, eine geborene Türke, liegt mit schweren Vergiftungserscheinungen im Krankenhaus darnieder. Just kam dadurch in den schweren Verdacht, weil er, seine Frau und seine Kinder von den Vergiftungserscheinungen verschont blieben und er das Mittagessen, bei dem man die Schuld an den Vergiftungen gibt, zubereitet hat. Die Sektion der Leichen hat Spuren von Arsenik ergeben.

*

Der deutsche Kreuzer „Köln" ist wieder nach Wilhelmshaven zurückgekehrt, nachdem von Bord des Kreuzers die Aschenreste des verstorbenen früheren Chefs der Marineleitung, **Admiral Zenker,** entsprechend dessen testamentarischem Wunsche, an der Stelle versenkt worden sind, wo Zenker vor 16 Jahren gegen die englische Flotte vor dem Skagerrak gekämpft hatte. Der Kreuzer „Köln" hatte den Sohn des Admirals, Leutnant zur See Zenker, mit der Aschenurne an Bord genommen. Der Kommandant versammelte die Besatzung auf dem Achterdeck. Die Flagge war auf halbmast gesetzt worden. Der Kommandant gedachte in einer Traueransprache des Verstorbenen, dann erschien der Sohn des Admirals Zenker mit der Urne auf dem Deck und übergab nach der Ehrenbezeigung die Urne den Wogen des Skagerrak. Der Kommandant der „Köln" ließ als letzten Gruß der Reichsregierung einen großen Eichenkranz folgen. Dann wurde dem Toten ein dreifacher Ehrensalut nachgesandt.

*

Auf dem Pariser Boulevard Arago vor dem Santé-Gefängnis ist kurz nach Sonnenaufgang **die Hinrichtung Gorguloffs,** des Mörders des Präsidenten der Republik, Paul Doumer, erfolgt. Die Nachricht von der bevorstehenden Hinrichtung hatte zahlreiche Neugierige angelockt, aber eine große Absperrungskette, die 400 Meter von der Stelle, wo die Guillotine aufgebaut war, begann, ließ nur die mit besonderen Karten versehenen Personen, die der Hinrichtung amtlich beiwohnen mußten, näher herankommen.



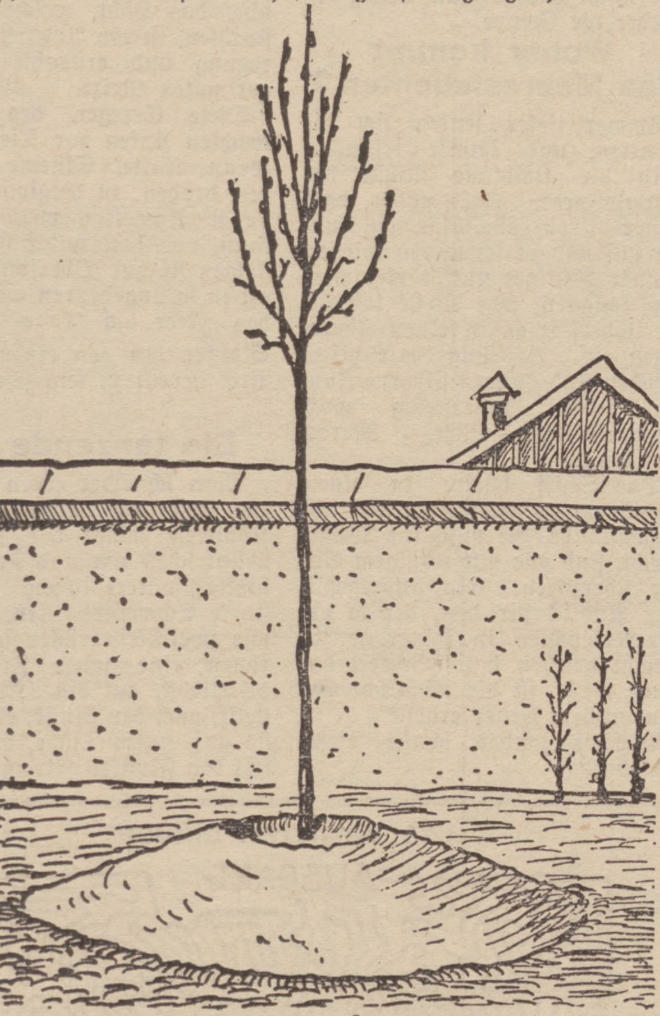
Septembersommer

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.

AUS DER PRAXIS

Hügelpflanzung

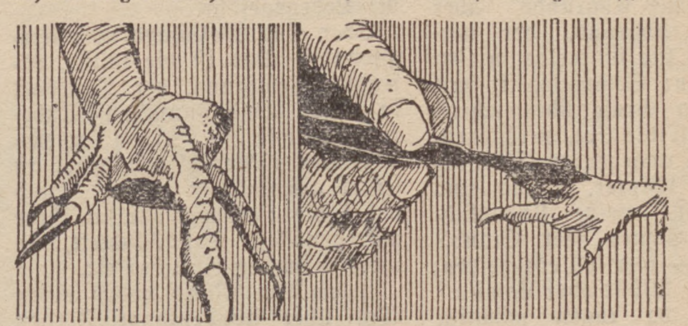
In einer Obstpflanzung in unmittelbarer Nähe eines Sees konnte schon im Juli beobachtet werden, daß die Blätter von Apfelbüschen an den Rändern rostrot eintrockneten. Die Büsche hatten keine rechte Triebkraft und entbehrten auch des Fruchtansatzes. Sie waren völlige Versager. Als Ursache stellte sich heraus, daß eine zu flache Bodenschicht über dem hochliegenden Grundwasserspiegel vorlag. Werden die Büsche nicht höher gepflanzt, was nur durch das Aufwerfen von Hügeln oder Dämmen möglich ist, dann bleiben sie eine hoffnungslose Angelegenheit.



Bei der Ausführung der Hügelpflanzung wird gewöhnlich der Fehler gemacht, daß die Hügel zu schmal angelegt werden. Bei schmalen und steilen Hügeln vermögen sich die Wurzeln nicht auszubreiten, sondern sind gezwungen, ziemlich steil in die Tiefe zu wachsen. Sie stoßen dann sehr bald entweder auf den Grundwasserspiegel oder auf Felsen. Damit ist der Zweck der Hügelpflanzung verfehlt. Die Hügel müssen vielmehr einen Durchmesser von 4 bis 5 Metern erreichen. Ihre Höhe richtet sich nach der Höhe der vorhandenen Erdschicht. Je flachgründiger der Boden, um so höher muß der Hügel aufgeworfen werden, doch soll seine Höhe einen halben Meter nicht überschreiten. Braucht nur wenig Erde aufgeworfen zu werden, so kann man noch eine flache Baumgrube zum Pflanzen graben. In allen anderen Fällen wird auf die Erdoberfläche gepflanzt. Man rammt zunächst den Baumpfahl ein und gräbt dann den Boden im Umkreis von 2 bis 3 Metern, 20 bis 40 Zentimeter um. Schwere und nasse Böden werden nicht so tief umgegraben wie leichte, trockne. Der zu pflanzende Baum wird dann am Pfahl auf die Erdoberfläche gestellt und behelfsmäßig angebunden. Sodann wird von der Linie an, wo man mit dem Umgraben der Erde aufgehört hat, Erde auf die Wurzeln geworfen. Man achtet darauf, daß die feine und beste Erde zwischen und über die Wurzeln kommt, damit diese möglichst geschlossen eingebettet werden. Die Wurzeln müssen allseitig gleichmäßig verteilt werden und schräg gegen den Boden stehen. Um den breiten, flachen Hügel aufzuwerfen, kann es nötig sein, Erde im Umkreis von 4 bis 5 Metern heranzuschaffen. Die Spitze des Hügels muß muldenförmig nach innen laufen, damit das Regenwasser aufgefangen wird und Bewässerung möglich ist.

Fußballen

Der Herbst ist die Zeit der Erkältungskrankheiten. Er bringt auch oft rheumatische und gichtische Erscheinungen zum Durchbruch. An den Füßen der Hennen, besonders an denen älterer Jahrgänge, zeigen sich dann Schwellungen und Knoten zwischen den Zehen. Sie fühlen sich heiß an, sind anfänglich weich und können später verhärten. Durch die Knoten sind die Tiere am Gehen und Futtersuchen behindert und lassen dann im Legen nach. Diese Mißbildungen können verschiedene Ursachen haben. Rheumatische Knoten entstehen in nassen und zugigen Ställen oder bei feuchtem Auslauf Gichtknoten sind eine Folge zu reichlicher Ernährung mit Eiweiß und Mangel an Grünfutter. Manchmal entstehen Schwellungen auch aus Druckstellen durch kantige Sitzstan-



gen. Sind die Fußknoten erst im Entstehen begriffen, dann hilft mitunter die Beseitigung der Entstehungsursache. Also: Der Wechsel des Auslaufs, Trockenlegung der Ställe, Eiweißärmere Ernährung, Zulage von Grünfutter, Abrundung der Sitzstangen. Voll entwickelte Geschwülste mit eitrigem Inhalt werden mit einem scharfen Messer kreuzweise aufgeschnitten, der Eiter sorgfältig ausgedrückt und die Wunde mit Jodtinktur gepinselt oder mit einem jodgetränkten Wattebausch ausgestopft und verbunden. Nötigenfalls muß die Behandlung nach zwei Tagen wiederholt werden, doch meist heilen die Geschwülste rasch ab.

Torfmull als Winterschutz

Wenn die Natur sich zum Winterschlaf rüstet, fallen die Blätter von den Bäumen. Sie bilden so einen natürlichen Schutz für den Baum, dessen Wurzeln unter der Laubdecke weniger von dem Frost berührt werden. Natürlich bildet sich aus dem Laub Humus, der den Boden physikalisch verbessert. Wir Gartenfreunde müssen nun leider der Natur ins Handwerk pfuschen. Wir dürfen das Laub unserer Obstbäume und -sträucher nicht liegen lassen, um nicht Krankheiten und Schädlinge in das nächste Jahr zu verschleppen. Wir werden das Laub zusammenharken und auf den Komposthaufen bringen, der mit Branntkalk (früher Aetzkalk genannt) vermischt wird und Keime und Schädlinge abtötet. Mit dem Entfernen des Laubes, das — wie wir wissen — Humus bilden soll, entfällt dieser natürliche Vorgang. Wir müssen daher den Humus ersetzen, und dazu verwenden wir am besten Moostorfmull, der erfahrungsgemäß bodenverbessernd wirkt. Torfmull als Winterschutz kann man z. B. zum Bedecken der Erdbeerbeete verwenden. Ebenso können wir die Wurzeln der Beerensträucher vor Frost schützen, wenn wir den Boden mit Torfmull bedecken. Zerkleinerter Torfmull auf Rasen schützt gegen Auswinterung usw.

Lesefrüchte.

„Zuchtsauen, die bei regelmäßiger Zuchtbenutzung nicht innerhalb zweier Jahre 24 Ferkel im Absatzgewicht von mindestens 17 Kilogramm mit 10 Wochen zur Mast liefern, sind unwirtschaftlich und müssen ausgemerzt werden."

Dr. Stahl-Ruhlsdorf.

„Die Bewässerung bringt uns die billigste Wiesendüngung und die billigste Ertragssteigerung, sofern sie richtig durchgeführt wird. Die beste Zeit zum Berieseln der Wiesen sind die Herbstmonate nach der Grummeternte, ehe der Winterfrost einsetzt. Die Herbstbewässerung wird als düngende bezeichnet, weil die ersten Fluten im Herbst die besten Dungstoffe von den Feldern, Straßen und aus den Dörfern mit sich führen."

Schneider-Kleeberg.

FÜR DIE PRAXIS

FÜR DIE JUGEND

Wolfsjagd bei den Kirgisen

Die Steppe, das seltsamste, traumartigste Gebiet der ganzen Erde. Unendlich und grenzenfern wie der Ozean; ohne Wald, und selber eine „Wildnis der Einsamkeit"; ohne Abgründe, aber selber ein Abgrund, der verschling, was sich führerlos in ihm verliert. Zur Sommerszeit mit mannshohem Grase überwuchert, das wogt wie die See, durchsprenkelt mit den ungeheuren Steppenblüten; im Winter, Herbst und Frühling eine weiße Unendlichkeit: ist es Schnee oder Staub? Es blendet — wer soll entscheiden, was es ist? Wüste oder Lawine? Hie und da ragen mächtige Trümmer empor; ganze Städte, aber verlassen. Uralte Mauern, vor tausend Jahren von verschwundenen Wanderzügen erbaut. Das Alles aber sind nur



Wracks im Meere, verschwindend in der Größe der Fläche.

Und der Mensch selber? Der sehnige, dürre, kleine, affenartige Kosak legitimiert sich nur dadurch als Mensch, daß er sein Fell ausziehen kann. Sein ganzes Leben ist Jagen, Schlachten, Verzehren. Er reicht unserem Bauer als Kulturmensch nicht bis ans Knie, unserer Sportselite ist er aber überlegen.

Man sehe ihn nur auf seiner Wolfsjagd. Die Wolfsjagd ist sozusagen die Fuchshetze des Kirgisen.

Es ist dies ein wahrhaft grandioser Sport, ein echter Sport. Einen Fuchs zu Tode hetzen? Einen Fuchs zu Tode hetzen? Das ist doch eben nur ein Vorwand, um „Bewegung zu machen", ein Wettrennen nach einem lebendigen Ziele, eine Art Heilgymnastik — das ist alles.

Einen Bären jagen? Darin liegt wiederum nur eine Würze: die Lebensgefahr.

Aber eine Wolfsjagd nach Kirgisenart! Das ist die tollste, rasendste Bewegung, der Reitsport in seiner wahnsinnigsten Unberechenbarkeit, in seinen unentwirrbarsten Verschlingungen, in seiner atemlosesten „Hatz", und dabei die Lebensgefahr in ihrer aufregendsten Tatsächlichkeit, in ihrer intimsten Greifbarkeit.

Zwei, drei Mann haben einen Wolf über stundenlange Fernen zur Atemlosigkeit gehetzt auf ihren schwarzen, blitzgeschwinden Pferden; nun haben sie ihn eingeschlossen, die Verzweiflung ergreift ihn, und der Schwindel auch; er hebt zum Satze an, röchelnd vor Wut und Angst, bis an den Leib muß man ihn jetzt ansprengen, wuchtige Hiebe führt der Arm des „Jägers", scharf wie Schwerthiebe regnet es herab auf den Rasenden, und immer von anderer Seite; im wilden Wirbel kreist es um ihn, Mensch, Roß und Peitsche; wer davon ist der eigentliche Feind? Was vermöchte das dumme Roß ohne seinen Reiter? Wie bald wäre der elende Mensch zerfetzt, liehe ihm das Roß nicht gleichsam Flügel; und was wären beide ohne die schrecklichste Waffe: die Peitsche? Immer rascher der Wirbel, das Tier dreht sich mit — da ein letzter Sprung ins Ziellose, ein Geheul, ein Geschrei — die Rosse stehen, schnaufen und dampfen, der Reiter schließt die Augen, damit „die Welt um ihn stehen bleibe", die Beute gehört dem Sieger. Eine kleine Gruppe, die in der Ferne verschwindet; lebensleer und endlos langweilig ist wieder die Steppe.

Woher kommt das Meeresleuchten?

Immer tiefer senken sich die Schatten, und immer seltsamer wird die tiefblaue Wüste des Mittelmeeres. Bald näher, bald ferner blitzen helle, bläuliche Funken auf und verschwinden wieder. Immer häufiger und stärker wird das Leuchten, jede Welle löst sich im Ueberstürzen in einen Feuerregen auf. Am Bug des Schiffes sprühen und glitzern silberne Funken, jeder Ruderschlag weckt tausendfältiges Licht. „Meeresleuchten . . .

Das Schiff scheint in einem Lichtstrom zu schwimmen und alle Gegenstände, die man ins Wasser taucht, sind wie mit flüssigem Silber überzogen. Ein unvergeßlicher Anblick für den, der je ein Meeresleuchten in seiner ganzen Pracht gesehen hat. Soweit das Auge reicht, ist die nächtliche See von mildem Feuer erhellt.

Welcher Zauber schafft dieses Wunder?

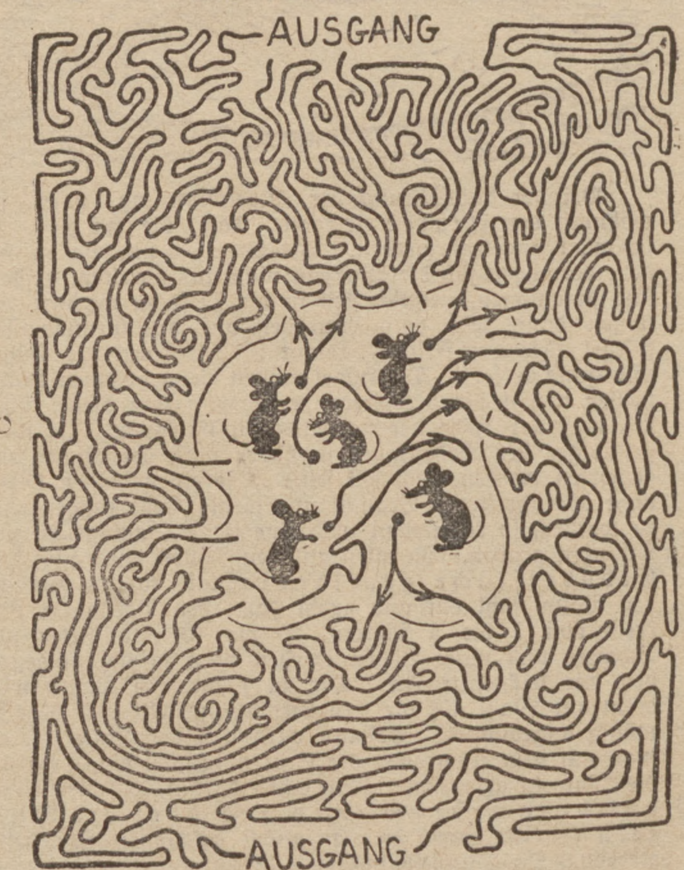
Milliarden kleiner einzelliger Lebewesen, die berühmte Noctilnia miliaris, erzeugen dieses gewaltige Phänomen. Die kleinen Tierchen, deren Körper aus einer gallertartigen Masse besteht und etwa die Gestalt eines Pfirsichs hat, besitzen eine glasartige, helle Hülle, schwebend treiben sie in ungeheuren Scharen auf dem Meer dahin; das Licht, welches sie ausstrahlen, ist ein Ausdruck der Erregung und erstrahlt bei dem geringsten Reize.

Diese Erreger des Meeresleuchten sinken zur Tiefe wieder, wenn Kälte, Stürme oder Regen drohen, in Regionen, wo sie kein Unwetter mehr erreichen kann, nur bei guter Witterung steigen sie zur Oberfläche empor, oft in so ungeheuren Scharen, daß das Meer am Tage auf weite Strecken hin von einem rötlichen Brei bedeckt zu sein scheint.

Die tanzende Figur

Man schneidet einen Kork spitz zu, setzt auf diese Spitze ein Köpfchen, hängt der Figur ein Mäntelchen um und steckt in das breite, untere Ende vier recht starke Schweinsborsten, so daß sie wie zwei Messerrücken stark hervorragen; eine solche Figur tanzt allerliebst, auf ein Klavier gestellt, nach der Musik; ebenso tanzt sie auf einem Tische, auf welchen mit den Fingern getrommelt wird.

Die verirrten Mäuse



Ein neues Irrgartenspiel

Fünf Mäuse haben sich verirrt, aber nur zwei von ihnen können den Ausgang erreichen. Seht einmal zu, ob ihr die richtigen finden könnt. Jeder darf es zweimal versuchen; wenn er die richtigen Mäuse herausbekommt, hat er das Spiel gewonnen.



Lies und Lach'!





Ein gegen Seekrankheit gefeiter, aber doch wackeliger Bauer bestieg den Dampfer am Starnberger See und eine etwas eckigen Knochen gefährdeten nicht bloß stehen gebliebene Teller, Gläser und sonstige gebrechliche Gegenstände, sondern er rempelte auch die Fahrgäste an. Darob erzürnt, rief der Steuermann dem Bäuerlein zu:

„Wollen Sie einmal niedersitzen und ruhig sein, sonst werfe ich Sie in den See!"

Schiefgewickelt, wie der Landmann von Hause aus war, zwinkerte er mit den Augen, um dem Befehlshaber seinen Unwillen kundzutun, und brüllt entgegen:

„Bald'st mir dös nochmal sagst, sauf' i die ganze Lachen aus, nacha kannst mit dei'm Schlitten auf'm Sand heimfohren!"

*

Eine Auber-Anekdote

Zu Ende der sechziger Jahre schickt eines Tages Adolf Adam zu dem berühmten Komponisten und läßt ihn um die Partitur des «Séjour militaire» bitten, der ersten Oper Aubers, die einst ein fürchterliches Fiasko erlebt hatte. Auber ging ein paar Tage darauf selbst zu Adam und überbrachte ihm die Partitur, nicht ohne sich wegen der vielen Mängel dieses Werkes zu entschuldigen. „Verehrter Meister," antwortet Adam lächelnd, „gerade um ihrer Fehler willen möchte ich die Partitur ja haben. Alle meine Schüler, die noch am Anfang eines schweren Berufs stehen, haben Stunden der Entmutigung und Verzweiflung, wenn ihnen etwas nicht gelingt. Da will ich ihnen dann Ihre Partitur vorlegen, und wenn sie dann verwundert rufen: 'Herr Gott, was ist das für schlechtes Zeug!' dann werden sie wieder Mut und Vertrauen auf ihre Zukunft bekommen."

*

Paul Schlenther, damaliger Direktor des Wiener Burgtheaters, saß mit Sigmund Lautenburg, dem Leiter des Berliner Residenztheaters, beim Bier.

Lautenburg wollte Schlenther ärgern. „Nun, mein lieber Schlenther, es ist recht still geworden an Ihrem Burgtheater?" stellte er höhnisch fest.

Schlenther sah ihn an. „Wissen Sie, Lautenburg, — ich bin immer noch lieber Direktor vom stillen Burgtheater, als vom Lautenburg-Theater!"

*



Kientopp im Dschungel



Ladeninhaber: Du darfst heute nichts in dem Geschäft nebenan kaufen.

Frau: Warum nicht?

Sie haben sich unsere Wage ausgeliehen.

„Na, Junge, wie war's beim Examen?"

„Alles in Ordnung, Papa. Der Professor war sehr freundlich und fromm."

„Wieso denn fromm?"

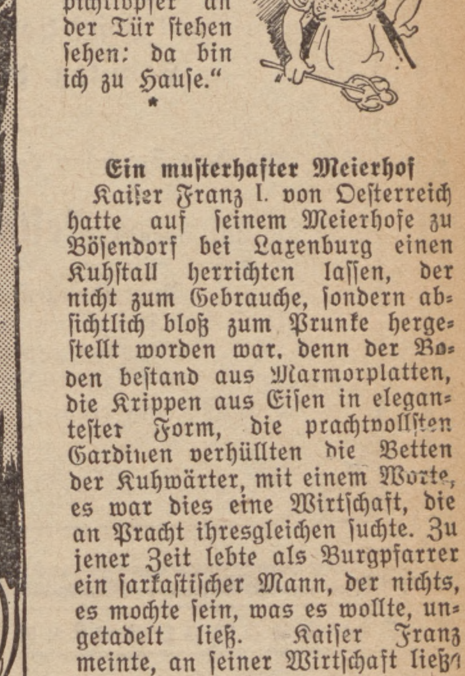
„Bei allen meinen Antworten schlug er die Hände zusammen und sagte: „Mein Gott, mein Gott!"

*



„Ich habe meine Hausnummer vergessen, aber fahren Sie einfach die Straße herunter, bis Sie eine Frau mit einem Teppichklopfer an der Tür stehen sehen: da bin ich zu Hause."

*



Ein musterhafter Meierhof

Kaiser Franz I. von Oesterreich hatte auf seinem Meierhofe zu Bösendorf bei Laxenburg einen Kuhstall herrichten lassen, der nicht zum Gebrauche, sondern absichtlich bloß zum Prunke hergestellt worden war, denn der Boden bestand aus Marmorplatten, die Krippen aus Eisen in elegantester Form, die prachtvollsten Gardinen verhüllten die Betten der Kuhwärter, mit einem Worte, es war dies eine Wirtschaft, die an Pracht ihresgleichen suchte. Zu jener Zeit lebte als Burgpfarrer ein sarkastischer Mann, der nichts, es mochte sein, was es wollte, ungetadelt ließ. Kaiser Franz meinte, an seiner Wirtschaft ließe sich nichts aussetzen, und lud den Pfarrer ein, sie mit ihm zu besehen. Der Pfarrer ging mit ihm, betrachtete die Wirtschaft und nickte zufrieden mit dem Kopfe. Plötzlich ließ er ein zweifelhaftes „Hm, hm!" ertönen.

„Nun," fragte der Kaiser, „sagen Sie mir, der Sie nichts ungetadelt lassen können, haben Sie hier auch etwas auszusetzen, fehlt etws?"

„O, gar nichts, Eure Majestät," war die Antwort, „bloß für jede Kuh ein Sofa."

Die vorsichtige Köchin

„Sag' einmal, Luise, was hat denn dieser Feuerwehrmann in Deiner Küche zu suchen?"



„Na, das ist aber stark, Madamchen! Erst erzählen Sie mir alle Tage, daß Sie sich vor dem Feuer fürchten, und dann reden Sie, wenn ich Vorsichtsmaßregeln treffe!"

*

Einladung.

Am Samstag, dem 15., und Sonntag, dem 16. Oktober d. Js., wird im neuen großen Saal des Deutschen Hauses in Stanislau eine

„Jahrhundertfeier"

veranstaltet, zu der jeder Volksgenosse **von nah und fern** herzlichst eingeladen ist.

Samstag, den 15. Oktober, abends 8 Uhr

Begrüßungsabend

mit Josef Haydns Oratorium „Die Jahreszeiten". Dirigent: Herr Willy Schramm.

Sonntag, den 16. Oktober, nachm.

Volksfest

auf dem Spielplatz des Deutschen Hauses (Spiele, Belustigungen, turnerische Vorführungen, Volkstänze in altheimatlichen Trachten).

8 Uhr abends **Festabend** mit Ansprachen und Historischem Festzug auf der großen Bühne.

Anmeldungen auswärtiger Gäste sind der Freiquartiere wegen bis zum 10. Oktober zu richten an H. Alfred Hargesheimer, Stanislawow, Szydłowskiego 3.

Gruppen von wenigstens 15 Personen können durch Eingabe bei der zuständigen Bahndirektion von einem gemeinsamen Reiseort aus eine 33⅓% Fahrpreisermäßigung als zum Besuch einer kulturell-bildenden Veranstaltung erhalten. (Taryfa osob. Część 2, rozdział E. I. a).

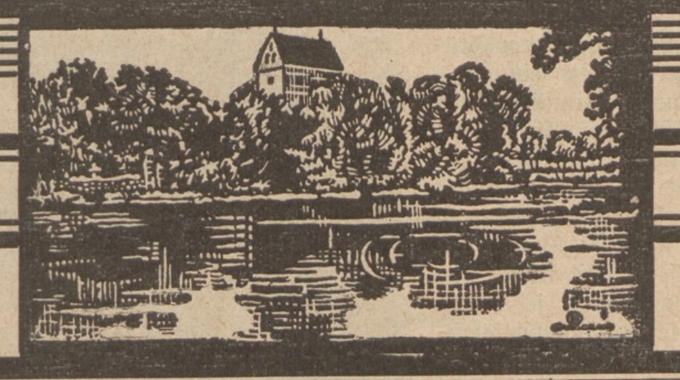
Richtigstellung.

Brigidau, in der Rubrik Passiva, Rücklagen statt 198.14 soll es heißen 298.14.
Bronislawówka, in der Rubrik Summe der Aktiva statt 758.29 soll es heißen 7.584.29.
Bruckenthal, in der Rubrik Passiva, Bankschulden statt 10.567.45 soll es heißen 10.567.54.
Landestreu, in der Rubrik Mitgliederbewegung, Stand und Ende d. J. statt 22 soll es heißen 32.
Mariahilf, in der Rubrik Summe der Aktiva statt 8.690.06 soll es heißen 86.909.06.
Mikulsdorf, in der Rubrik Passiva, Sonstige statt 74.30 soll es heißen 74.31.
Neu-Sandez, in der Rubrik Passiva, Spareinlagen statt 70.214.05 soll es heißen 70.214.06.
Schumlau, in der Rubrik Passiva, Rücklagen statt 1.34 soll es heißen 1.84.
Szczerzec, in der Rubrik Passiva, Rücklagen statt 899.99 soll es heißen 899.91.
Weinbergen, in der Rubrik Summe der Aktiva statt 28.856.01 soll es heißen 28.856.09, in der Rubrik Passiva, Bankschulden statt 3.951.38 soll es heißen 13.951.38.
Wiesenberg, in der Rubrik Summe der Aktiva statt 33.303.97 soll es heißen 33.303.47.

Bild-Beilage zur Jubiläums-Nummer

2. Oktober 1932

Ostdeutsches Volksblatt Monats-Beilage



Die Dornfelder Volkshochschule.

Der jüngste Sproß am kleinpolnischen deutschen Kulturleben ist die Dornfelder Volkshochschule. Sie ist ein Kriegskind, geworden mitten in aller Not der Zeit, die uns hier im Lande umdrängte, als im übrigen Europa schon Frieden geschlossen war.

Der Däne Grundtvig wollte dem erwachsenen jungen Menschen in seinem aufnahmefähigsten Alter Gelegenheit geben, in Familiengemeinschaft mit Gleichgesinnten den Geist zu weiten und mit den wertvollsten Dingen des inneren und äußeren Lebens in lebendige Fühlung zu kommen. Der einzelne Mensch sollte lebendiges Glied seines Volkes und treuer Bekenner der von ihm erwählten religiösen Überzeugung sein.

Grundtvig litt unter der Not seines Volkes, litt unter dessen stumpfer Verzweiflung und suchte einen Weg zum Aufstieg. Er sah die niederdrückende Macht des Materiellen, die sein dänisches Bauernvolk zu keinem Frohsein, zu keinem Glück kommen ließen, und hörte aus dem ihm unsympathischen Deutschland Töne herüberklingen von wunderbarer Geisteskraft. Er hörte von Schillers Vorlesungen und anderer Größen jener Zeit deutscher Geistesblüte und erkannte: Nicht wirtschaftliche Hilfsmaßnahmen, nicht wissenschaftliche Forschungen, nicht Fachbildung, nicht politische Aufklärung ist das Mittel zur Weckung eines Volkes, sondern allein die Kraft des Geistes in allen seinen Ausstrahlungen auf dem Gebiet von Religion und (wirklicher) Kultur vermag den Zustand eines Volkes zu wandeln.

Die Dornfelder Volkshochschule im Schnee.

Rechtzeitig setzte bei Grundtvig englischer Einfluß ein, um seiner Idee die rechte Form für die Zukunft zu geben. Er war in England überrascht von der Freiheit des einzelnen Staatsbürgers, der ohne das Gängelband unzähliger Polizeiverordnungen in vollkommener Freiheit ein ordentlicher Mensch war. Ja, ihm wurde klar, daß „Freiheit" der einzige Weg für den Menschen ist, um selbständig gehen zu lernen und im Strudel des Lebens festzustehen. Allerdings darf die Freiheit nicht die des wilden Tieres sein, sondern der Geist selbst setzt seiner eigenen Freiheit die nötigen Schranken.

Soll aber „der Geist in Freiheit" wirken, so muß der Mensch aus der drückenden Alltagsumgebung herausgenommen werden.

So formte sich unter mannigfaltigsten korrigierenden Einflüssen im Laufe der Jahrzehnte das „Volkshochschulheim", in dem junge Menschen ganz frei der Geisteskraft ihres Volkstums, ihrer Kirche, dem geistigen Leben ihres Staates, dem idealen Geist der Familie gegenübergestellt werden und nun frei die Entscheidung zu treffen haben: Will ich in Zukunft totes oder lebendiges Glied der Gemeinschaft sein, in der ich lebe?

Diese Gedanken sind weder national noch konfessionell gebunden. Deshalb sind sie auch über den ganzen Erdball gewandert. Der Volkshochschulgedanke ist in Spanien und Japan, in der Tschechoslowakei und Indien, auf Island und Neu-Seeland verwirklicht!

Warum sollten diese Gedanken nicht auch für unser Deutschtum in Polen fruchtbar werden können?

Mit dieser Überzeugung wurde das erste deutsche Auslandsvolkshochschulheim in Dornfeld im Frühjahr 1921 als erste Volkshochschule in Polen überhaupt gegründet.

Wenn in den letzten Jahren die wirtschaftliche Not sich immer mehr und mehr zugespitzt hat, so gilt unsere Überzeugung noch heute — und heute mehr denn früher —, daß nur geistige Kraft Herr der Not wird. Geistige Kraft kann man aber niemand eintrichtern, sondern: sie liegt als ein Keim in jedem Menschen und hat zwei Möglichkeiten — genau wie das Saatkorn —: Sie kann verdorren, verkümmern, verfaulen — oder sich entwickeln und Frucht bringen! Beim Saatkorn trachten wir, ihm alle Möglichkeiten zur Entwicklung zu schaffen: lockeren Boden, nötige Nährstoffe, Befreiung von Unkraut, eventuelle Entwässerung des Bodens usw.

Wieviel wichtiger ist es aber doch gewiß, dem Keim der Geisteskraft im Menschen Entwicklungsmöglichkeiten zu geben!

Das soll die Volkshochschule: Dem Unbeholfenen will sie Führer, dem Suchenden Wegweiser, dem Grübelnden Klärer, dem Starken Sprungbrett sein.

In vollkommener Freiheit trauten Familienlebens finden sich Lehrer und Schüler im Heim für 4 Monate zusammen (am 1. November: Burschen, am 1. März: junge Mädchen — nicht unter 18, möglichst über 20 Jahre).

Neben Fragen des Glaubens und des Volkstums, ohne deren Klärung wir ja in unserer Zeit nicht mehr unseren Mann stehen können, geht nun jeder den Fragen nach, die ihn bewegen. Ob es landwirtschaftliche Fragen sind oder Fragen der polnischen Grammatik, ob jemand mathematische oder erdkundliche Sonderinteressen hat — jeder kann arbeiten auf welchem Gebiet er will. Jeder kann den Lehrplan des Lehrgangs beeinflussen — in Übereinstimmung mit der Mehrheit seiner Kursuskameraden.



Jugend= und Heimatwoche Dornfeld: Vortrag im Freien.

Was einer in der Volksschulzeit versäumt, in der Nachschulzeit im „Flegel-" oder „Backfisch"alter leider interesselos links hat liegen lassen, hier im Volkshochschulkursus hat er noch einmal — der Landwirt gewiß das letzte Mal im Leben — Gelegenheit, sich fürs Leben bewußt vorzubereiten. 4 Monate aus der täglichen Berufsarbeit, aus dem Sorgenkleinkram, aus dem Dorftratsch oder Stadtgerede herausgerissen, kann er einmal für den inneren Menschen Zeit erübrigen, die ihm zu seinem Schaden sonst schwer bleibt.

Äußerlich ist die Volkshochschulzeit eine Zeit der Muße. Vom Alltag her gesehen, haben schon viele gesagt oder geschrieben: „Das war doch die schönste Zeit in unserm Leben!" Aber von der Innenseite des Menschen her gesehen ist der Volkshochschulkursus: Saatzeit, Frühlingszeit, Zeit des Keimens geistiger Kräfte — und damit Kampfzeit, mitunter sehr ernste und schwere Zeit.



Antreten zum Arbeitsdienst (im Hof).

Etwa 300 Burschen und Mädchen zwischen 18 und 40 Jahren haben die Dornfelder Volkshochschule besucht. Ein großer Kreis von Freunden hat sich um sie gebildet. Ein „Bund der Ehemaligen" ist gegründet worden.

Wichtiger aber als solche Zahlen, denen noch die nun im 9. Jahrgang erscheinenden „Dornfelder Blätter" und die über 2000 Besucher der sommerlichen Jugendwochen der Volkshochschule hinzugefügt sein mögen, ist die geistige Wirkung, die in die einzelnen Menschen und deren kleinen oder größeren Lebenskreis hineingeflossen ist. Sie zu messen, ist fast unmöglich. Die Menschen selbst, die die wegweisende, entwicklungsfördernde, Kraftquellen zeigende Tätigkeit der Volkshochschule an sich erfahren haben, müssen lebendige, durch ihre Art und ihr Sein beweisende Zeugen sein.

Wer zur Volkshochschule kommt oder kommen soll? Jeder! Jeder ohne Unterschied der Vorbildung, des Berufs, der Weltanschauung. Die unbewußt im Menschen ruhende Kraft früherer Zeiten ist von der Bewußtseinskultur der Gegenwart allenthalben angefressen, wurmstichig geworden. Darum muß nicht nur der sogenannte Intelligenzler, sondern auch der Bauer und der Handwerker und der Arbeiter zum Bewußtsein der gerade in ihm ruhenden Kraft kommen. Sonst verliert er seine Stelle, den ihm angewiesenen Platz im Volksganzen oder im Staatsganzen — zu seinem eigenen Schaden und zum Schaden des Ganzen, das keines Gliedes Kräfte missen kann!

Jugend= und Heimatwoche Dornfeld: Mittagessen im Saal.

Gerade die intelligentesten Kursusbesucher sehen dann am klarsten, wo die stärksten Kräfte etwa des Volkes oder der Religion liegen, sie sehen deutlich,

daß Volksgesundheit nicht unbedingt bei Hochschulbildung und Volkskraft auch nicht immer beim Bauerntum liegen.

Erkenntnis innerer Armut und eigner Ohnmacht, Hineinhören in sich selbst, Hineinwachsen ins Volk, Eingliederung als Staatsbürger, positive Einstellung zum Beruf und dessen Alltagsarbeit, Fähigkeit zur Freude, Aufbau der Familie, Werden einer Gemeinde: das sind einige Ausgangs- und Zielpunkte der Dornfelder und aller Volkshochschularbeit. — In die Volkshochschule gehören unzufriedene Menschen, ich meine nicht: die Nörgler und Schwarzseher, die sind unsere ausgesprochenen Feinde, ob sie wollen oder nicht, nein, ich meine Menschen, die erfüllt sind von einer zehrenden Unzufriedenheit mit sich selbst und ihrer Umwelt, denen es aber nun keine Ruhe läßt, ob sie nicht einen Weg vorwärts finden aus dem Dunkel ins Licht, aus dem Chaos zur Ordnung, aus der Ratlosigkeit in die Freude.

Da will die Volkshochschule Führer und Weggenosse sein.

F. S.

Rotes Tuch.

In den Geschäftsräumen der Firma Emil Braselmann, Textilwaren, herrschte das Schweigen der Deflation. Herr Braselmann ging mit müden Schritten zwischen Kontor- und Ladentür hin und her... her und hin. Unermüdlich und unverdrossen. Es war seine einzige Beschäftigung, nachdem er des Morgens dem Manne, der die Schaufenster putzte, seine monatliche Rechnung bezahlt hatte. Das Fräulein, das sonst die Aufgabe hatte, mit dem Liebreiz ihres Lächelns die Kunden zu betören, hatte dazu keine Veranlassung und sah trübe in den noch trüberen Herbstnebel, der dick in den Straßen stand. Der Lehrling aber fuhr mit einem Wedel über die Regale und die Tische. Er machte sich wenigstens vor, etwas Nutzbringendes zu tun.

„Totenstill, totenstill!“ seufzte Herr Braselmann. „Miese Zeiten! Miese Zeiten! Meinen Sie nicht auch, Fräulein?“

„Ja, Herr Braselmann, mies... mies ist es jetzt überall! Haben Sie schon gehört, Neppke und Co. sind auch einen Vergleich eingegangen?“

Herr Braselmann wollte gerade antworten, als er hinter sich das Öffnen der Ladentür hörte. Wie elektrisiert fuhr er herum und sah, während ihm die Hände kalt wurden vor Aufregung: den Kunden! Den ersten Kunden des Tages.

Herr Braselmann ging ihm entgegen mit den federnden Schritten und der Elastizität eines verarmten Neffen, den plötzlich ein Onkel besucht, von dem man wissen will, daß er vielleicht doch vermögend ist. Das Fräulein lächelte wie das erste Veilchen im Märzhauch und zwitscherte gleichzeitig mit dem werbenden weichen Bariton des Chefs:

„Mein Herr — was steht zu Diensten?“

Der Herr sagte:

„Ich möchte Tuch haben. Sie haben doch Tuch? Und zwar rotes Tuch.“

„Ah — rotes Tuch. Natürlich: die große Mode. Rot, ja... Sie sagten es schon. Vielleicht weinrot... oder ziegelrot... Seide selbstverständlich — nicht wahr?“

„Ob Seide oder Kattun, ist mir gleich. Nur rot muß es sein!“

„Ah! Da habe ich hier eine Seide, eine Götterseide. Ein Färbchen — wie alter Bordeaux!“

Der Herr suchte und suchte und fand nicht das Rot, das er gerade haben wollte. Der Chef redete und redete. Das Fräulein breitete Muster und Ballen aus, schlug sie auseinander und flötete amselsüß. Immer höher wurde der Stoffberg, der sich zwischen den dreien erhob. Schließlich sah man, von lauter rotem Tuch bedeckt, nur noch die Köpfe und die redenden Hände der Suchenden. Der Chef fieberte vor Verzweiflung. Das Fräulein war dem Weinen nahe... Da ließ sich der Lehrling vernehmen:

„Herr Braselmann, wir haben doch hinten im Lager noch die drei Ballen aus der Konkursmasse von Fallit und Sohn!“

„Bringen Sie sie her, Emil, schnell!“ rief Herr Braselmann.

Und der Lehrling kam zurück und stieß, schwerbepackt und ächzend, die Tür vom Lager mit den Ballen auf. Kaum sah der Kunde diese Masse von Rot in den Laden quellen, als er auch schon rief:

„Endlich! Das ist die Farbe! Die muß ich haben!“

Herr Braselmann kiekste fast vor Freude, aber als seriöser Geschäftsmann konnte er sich beherrschen und stellte nur fest:

„Ich wußte es, mein Herr, bei mir ist noch jeder Kunde zu seinem Recht gekommen. Mein Lager ist eben so umfangreich, daß ich jedem Wunsche nachkommen kann.“

Die Ballen lagen, wie junge Walfische so groß, auf dem Tisch. Drei Meterstöcke wurden gezückt, und das Fräulein fragte:

„Wieviel Meter darf ich dem Herrn geben?“

„Oh!“ meinte der Kunde, „so viel brauche ich eigentlich nicht. Sehen Sie: mein Kanarienvogel ist gestorben...“

„Ja — und — wollen Sie etwa um ihn trauern? In — in — Rot?“ fragte schweratmend Herr Braselmann und seine Hände wurden langsam wieder kalt.

„Nein!“ lächelte der Kunde. „Nein! Aber wir hatten das Tierchen so lieb, meine Frau und ich. Und da haben wir beschlossen, den kleinen Hansi auszustopfen. Als Erinnerung — nicht wahr? Aber tagelang konnte ich nicht damit anfangen. Mir fehlte nämlich das richtige Rot...“

Herr Braselmann bekam es mit der Angst zu tun. Der Mann war sicher etwas leidend — irgendwo entsprungen — ein Wahnsinniger — und er wagte kaum den Einwand:

„Aber... aber ein Kanarienvogel ist doch, wenn ich recht unterrichtet bin, gelb?“

„Selbstverständlich!“ lachte der Kunde. „Aber der Hansi bekommt ja auch seine richtigen gelben Federn, wenn er ausgestopft wird. Nur die Zunge — sehen Sie, für die Zunge fehlte mir das richtige Stückchen rotes Tuch. Und ich freue mich außerordentlich, daß ich bei Ihnen...“

— — — — —

Die Strafkammer, die sich mit der Sache Braselmann zu beschäftigen hatte, nahm mildernde Umstände an.

Der Herr Kammersänger.

Der Kammersänger Schwalbe ist ein vielbeschäftigter Mensch. Er singt im Rundfunk, in Konzerten, in Kinos, für Schallplatten, in Wohltätigkeitsveranstaltungen, der Kammersänger Schwalbe macht Konzertreisen, der Kammersänger Schwalbe weiß schon gar nicht mehr, wo ihm sein Wasserkopf steht.

Neulich ruft Zigonje, sein Freund, bei ihm an.

„Lieber Schwalbe“, sagt Zigonje, „hier ist ein junger Mann bei mir.“

„Was geht das mich an, ich habe keine Zeit.“

„Der junge Mann hat eine fabelhafte Stimme.“

„Gott, es gibt noch mehr Leute mit fabelhafter Stimme.“

„Er möchte dir am Telephon mal was vorsingen.“

„Also gut, wenn es sein muß, aber schnell, ich habe keine Zeit.“

Und der Kammersänger Schwalbe hört sich die Arie „Es steht ein Soldat am Wohlfahrtsamt“ telephonisch an.

„Na, was sagst du zu der Stimme“, fragt Zigonje in den Apparat.

„Nicht übel“, erwiderte Schwalbe. „Aber der junge Mann knödelt ein bißchen. Außerdem posiert er unerträglich. Und

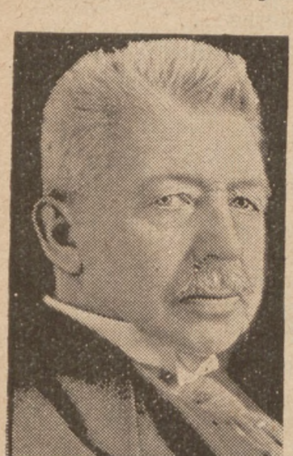
(Fortsetzung auf Seite 6)

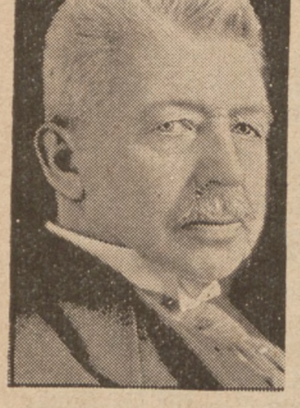




Oben links: **Der diesjährige Völkerbundrats-Präsident.** Den Vorsitz in der diesjährigen Herbstversammlung des Völkerbundes führt der irische Ministerpräsident de Valera.

Oben rechts: **Die letzte Fahrt des Europafliegers.** In Warschau fand das Begräbnis des auf so tragische Weise ums Leben gekommenen Siegers im Europa-Rundflug, Zwirko, statt. An dem großartigen Leichenbegängnis nahmen nicht weniger als 200 000 Menschen teil.

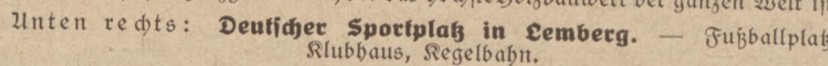




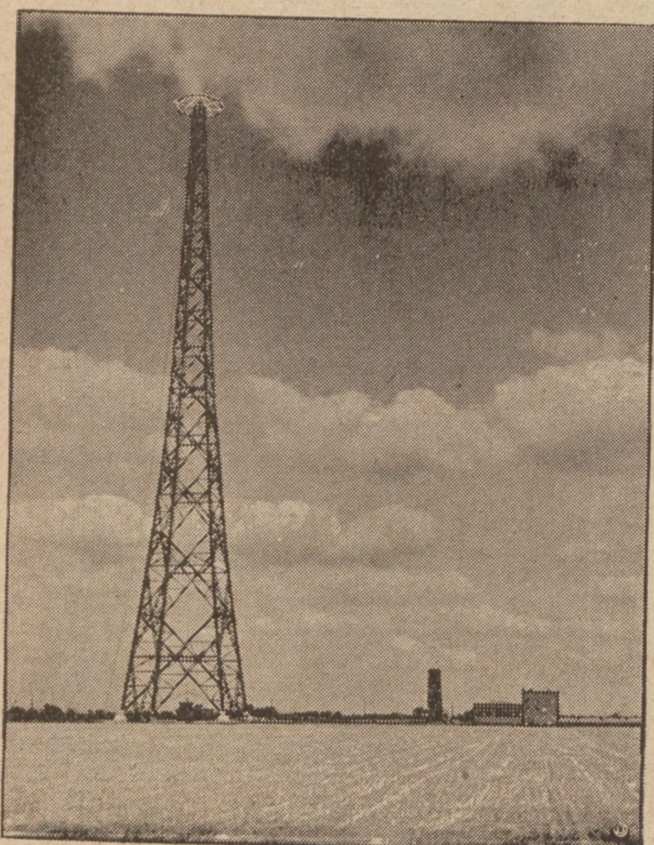
Mitte links: **Kongreß der deutschen Naturforscher und Ärzte.** Vom 25. bis 29. September fand in Wiesbaden-Mainz die diesjährige 92. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte statt. Die Versammlung stand unter dem Vorsitz des Freiburger Anatoms Geheimrat Prof. Karl Albert Ludwig Aschoff (unser Bild). Aschoff ist ein weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannter Gelehrter, der sich durch seine Arbeiten über das Reizleitungssystem des Herzens und eine Fülle anderer bahnbrechender pathologisch-anatomischer Untersuchungen einen großen Namen gemacht hat.

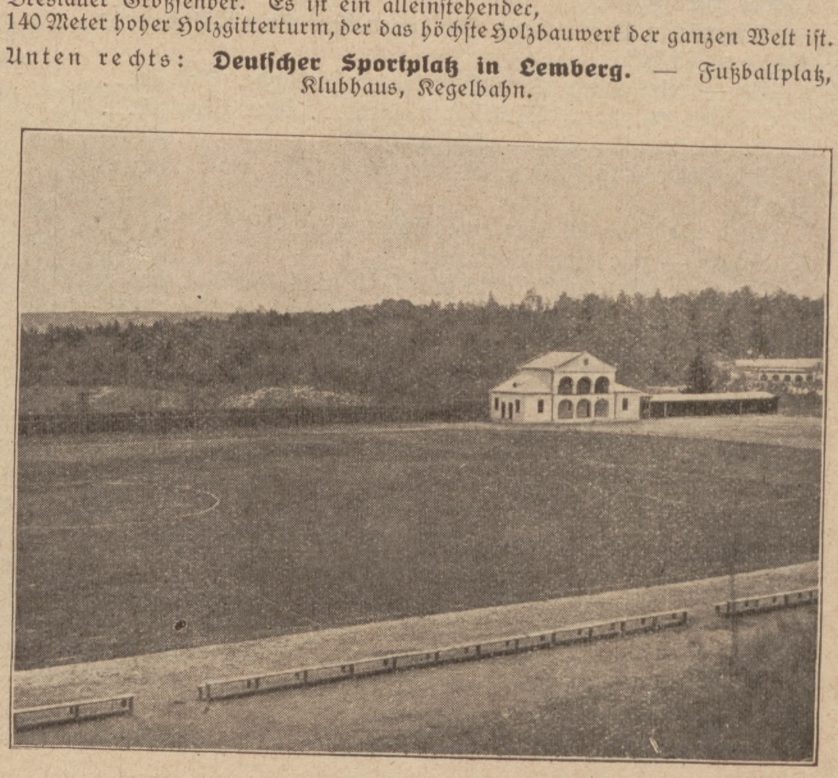
Mitte rechts: **Der Danziger Völkerbund-Kommissar gestorben.** Der Hohe Kommissar des Völkerbundrates für Danzig, der italienische Graf Gravina, der sich vor kurzem einer Darmoperation unterziehen mußte, ist gestorben. Graf Gravina ist bekanntlich ein Enkel von Cosima Wagner und ein Urenkel Franz Liszts.

Unten links: **Die Einturmantenne.** Eine eigenartige Antennenanlage besitzt der neuerrichtete Breslauer Großsender. Es ist ein alleinstehender, 140 Meter hoher Holzgitterturm, der das höchste Holzbauwerk der ganzen Welt ist.



Unten rechts: **Deutscher Sportplatz in Lemberg.** — Fußballplatz, Klubhaus, Kegelbahn.









Oben rechts: **Max Slevogt gestorben.** Der bekannte deutsche Maler Max Slevogt ist auf seinem Gut Neukastell in der Pfalz im Alter von 64 Jahren gestorben. In Landshut in Niederbayern geboren, wuchs Slevogt in Würzburg auf, wo er seine ersten Zeichnungen schuf. Nach mehrjährigem Besuch der Münchener Akademie kam er 1901 nach Berlin, wo er den für ihn geeigneten künstlerischen Boden fand. Slevogt, der eine ungemein reiche Tätigkeit entfaltete, hat neben Figuren, Bildnissen und Landschaftsbildern auch Bühnenbilder und Buchillustrationen geschaffen.

* * *

Oben links: **So wurde Gorgulow hingerichtet.** Seit der großen französischen Revolution ist die Guillotine das Hinrichtungs-Instrument in Frankreich. Auch Gorgulow, der Mörder des Präsidenten Doumer, fand seinen Tod unter dem Fallbeil. — Unser Bild ist die seltene Aufnahme einer Hinrichtung in Frankreich, als sie zur größeren Abschreckung noch öffentlich vor sich ging. Der arme Sünder wird zur Guillotine geführt, neben der bereits der Scharfrichter wartet. Der Hinrichtung Gorgulows wohnten jedoch nur Beamte und einige Journalisten bei. Wohl war auch das Gefängnis bereits seit den ersten Nachtstunden von Tausenden von Neugierigen belagert, aber sie warteten vergebens auf das grausigee Schauspiel.

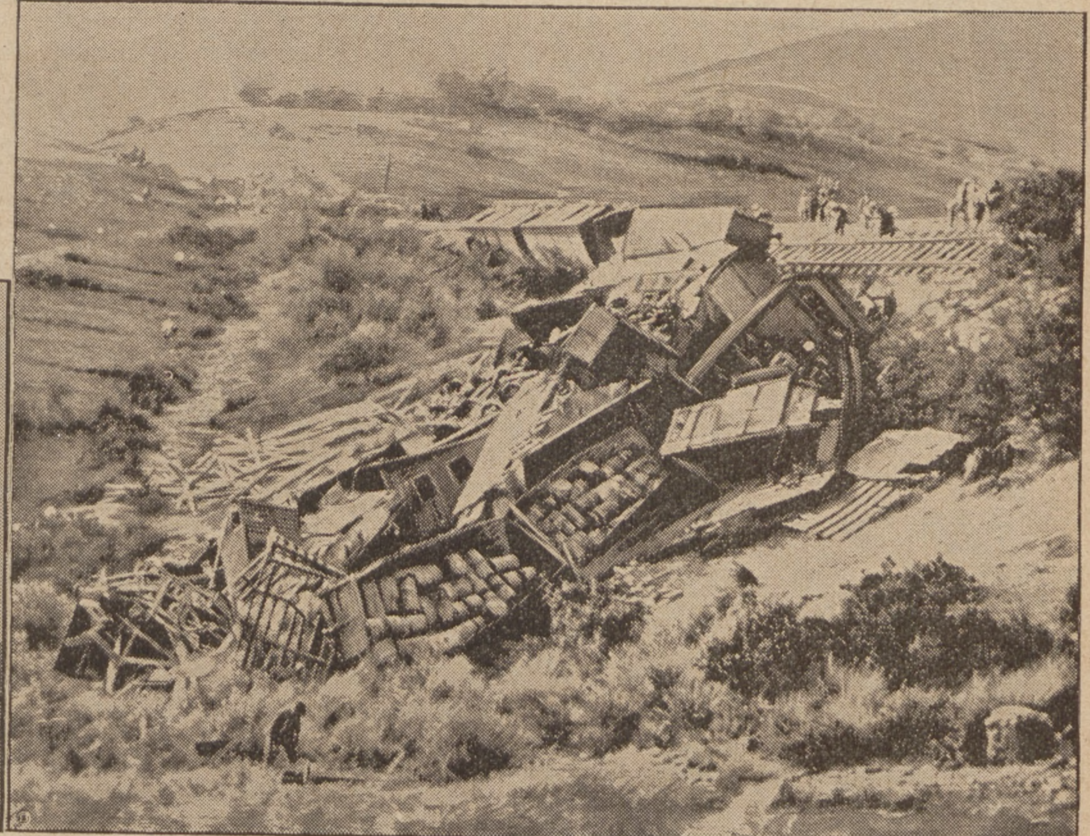
* * *

Unten links: **Neue Sensation um Anastasia.** Um die angeblich letzte lebende Zarentochter, die Großfürstin Anastasia, kreisen jetzt wieder neue Gerüchte. Es wird behauptet, daß sie nunmehr endgültig als Schwindlerin entlarvt worden sei, was jedoch von ihrem Rechtsvertreter auf das entschiedenste bestritten wird. Die angebliche Zarentochter hält sich zur Zeit in Thüringen auf.

* * *

Unten rechts: **Das Massengrab der Legionäre.** Erste Originalaufnahme des folgenschweren Eisenbahnunglücks bei Tlemcen in Nordafrika. Hier sauste ein mit Fremdenlegionären besetzter Eisenbahnzug die Böschung hinab. Die einzelnen Wagen bildeten nur noch einen unkenntlichen Trümmerhaufen, aus dem man etwa hundert Tote und mehrere hundert Verletzte barg.





schließlich habe ich das Gefühl, als ob er mir meine Technik nachmachte und mich kopierte, um nicht zu sagen karikierte. Er hat also eine ganze Menge Unarten. Etwas Bedeutendes wird nie aus ihm werden. Wie heißt er denn?"

„Er heißt Kammersänger Schwalbe", kicherte Zigonje.

„Wieso?" fragt Kammersänger Schwalbe.

„Na, du Idiot, was du eben gehört hast, war eine Schallplattenaufnahme aus deinem letzten Konzert, die ich heimlich habe herstellen lassen..."

Die telephonische Verbindung wird etwas brüsk abgebrochen.

Im Banne der Zerstreutheit.

Am Stammtisch unterhielten sich einige Studenten.

„Ich habe schon viel von zerstreuten Professoren gehört", prahlt ein Student, „aber so zerstreut, wie Professor Lassenheim ist, kann kaum ein anderer sein."

„Ist er wirklich so zerstreut?" fragen mehrere Stimmen auf einmal.

„Zerstreut ist gar kein Ausdruck", meint der Student. „Neulich stand irrtümlicherweise die Nachricht von seinem Tode in einem Morgenblatt. Noch am gleichen Tage ließ er für sich einen Kranz bestellen."

Das Duell.

Im Leben Pasteurs, des Sanguinikers und Kampfhahnes, fehlte es nicht an argen Zusammenstößen mit „Feinden". Einmal trieb er es mit Paul de Cassagnac doch zu weit. Die Folge war, daß am nächsten Tage die Sekundanten de Cassagnacs mit einer regelrechten Forderung bei Pasteur erschienen. Pasteur hatte inzwischen längst seine wissenschaftliche Ruhe und ausgeglichene Überlegenheit zurückgewonnen, lebte ganz im „Frieden" seines Laboratoriums, in dem er eben mit Arbeiten über Trichinen beschäftigt war.

„Meine Herren", sagte er mit einem Lächeln, „ich nehme die Forderung des Herrn de Cassagnac natürlich an. Aber als Geforderter habe ich die Waffen zu bestimmen. Ich entschließe mich zum Kampf mit diesen beiden Würsten."

Damit hielt er den verblüfften Kavalieren zwei appetitliche Würste hin.

„Eine dieser Würste enthält trichinenhaltiges Fleisch. Die andere ist normal. Herr v. Cassagnac soll wählen, welche er essen will, die andere werde ich dann essen."

Aus dem Duell ist nichts geworden.

Detektiv Blumenkohl.

Ein Bauer aus der Gegend von Cannes glaubte, daß der Zwischenhandel zu viel, er selbst aber zu wenig an seinen landwirtschaftlichen Erzeugnissen verdiene. Er wollte es ganz genau, schwarz auf weiß, mit unerschütterlichen Zahlen wissen und kam auf folgende findige Art zum Ziele: Er schrieb einen kleinen Zettel: „Ich, der Landwirt Soundso aus demunddem Dorfe bei Cannes habe diesen Blumenkohl für 30 Centimes verkauft. Ich würde gerne erfahren, was die Hausfrau, die ihn kauft, dafür gezahlt hat." Diesen Zettel faltete er zusammen und schob ihn zwischen die Äste des Blumenkohls. — Beim Zerteilen des Kohlkopfes fand eine Frau in der Stadt den Zettel, und richtig schickte sie auch dem Bauern Bescheid. Aus den 30 Centimes, die der Bauer bekommen hatte, waren bis zur letzten Hand 4,50 Franken geworden, also glatt das Fünfzehnfache. Die Hausfrau teilte die Geschichte auch einer Zeitung in Nizza mit, und diese brachte die Geschichte sehr zur freudigen Erkenntnis der Bauern und Konsumenten, weniger zum Ergötzen der Zwischenhändler, an die große Öffentlichkeit, obwohl ob der hier festgestellten Tatsachen doch eher die Händler, weniger Gemüsezüchter und Hausfrauen sich freuen sollten. Das einfache, nette Detektivstückchen wird in Frankreich viel besprochen. Es gibt Leute in Polen, die behaupten, daß ein gleicher Versuch bei uns auch zu nicht viel anderen Ergebnissen führen würde.

10 Gebote zum guten Einkauf.

Die folgenden „Zehn Gebote" sind dem Vobachschen Hausbuch „Der gute Einkauf" von Gertrud Krähe entnommen:

1. Gebot.

Vor dem Einkauf erwäge gründlich das Ob, Was und Wie. Bist du entschlossen, so zögere nicht, aber konzentriere dich und laß dich nicht ablenken bei Ausführung des Einkaufs!

2. Gebot.

Kaufe nicht zu spät! Der letzte Augenblick wird zuweilen teuer bezahlt, oder ein Festtagskleid kommt erst nach dem Fest.

3. Gebot.

Bezahle immer bar! Man gerät ins Gedränge, wenn sich zuviel Posten ansammeln. Die Bezahlung einer schon verspeisten Wurst ist peinlich.

4. Gebot.

Für jeden Kauf kleide dich zweckentsprechend. Kaufe im Seidenkleid nie einen Hering! Einen Frühjahrshut oder eine Kostümbluse nicht im Winterpelz, sondern im Frühjahrskostüm! Gehst du ins Gedränge und willst du schwer bepackt nach Hause kommen, trage ein Strapazierkleid!

5. Gebot.

Weihnachtseinkäufe mache so früh wie möglich, ehe das Lager ausverkauft ist. Mache dir eine Liste dafür, diese aber schon im Frühling und Sommer, sobald dir ein passendes und notwendiges Weihnachtsgeschenk einfällt!

6. Gebot.

Sei keine Pfennigfuchserin! Eine Ersparnis von drei Mark steht häufig in einem üblen Verhältnis zu den abgelaufenen Stiefeln, zur Zeitvergeudung und Einbuße der guten Laune.

7. Gebot.

Bringe für andere nur etwas mit, wenn es sich um Markenware handelt; sei vorsichtig als Mitbringerin, falls der persönliche Geschmack dabei ausschlaggebend ist.

8. Gebot.

Kaufe allein! Vorausgesetzt, daß du dich in Geschmack und Warenkunde auf dich verlassen kannst. Nimm deinen Mann mit, wenn du nach einem teuren Qualitätsstück Verlangen trägst, weil die Freigebigkeit des Mannes immer nur aufs Beste zielt.

9. Gebot.

Auch bei Gelegenheitskäufen (Inventurausverkäufen) gehe nur in ein gutes Geschäft, wo die Gepflogenheit herrscht, nur solide Waren anzubieten.

10. Gebot.

Zu solchen Verkäufen gehe in frühester Vormittagsstunde, ehe der Vorrat durcheinandergewühlt und ausgesucht ist. Nur so wirst du kostbare Einzelheiten aus der ungeheuren Flut herausfischen können. Voraussetzung ist auch hier, daß du Augen für Qualität hast und hinreichend Warenkunde besitzt.

Der Herbst im altdeutschen Sprich- und Dichterwort.

Gönne dem Herbst zum Eigentume
Den blassen Kranz doch, der ihn schmückt!
Ist denn die Aster keine Blume,
Weil dich die Rose höher entzückt?

(Geibel, 1856.)

*

Was mich süßer fast wie du,
Lenz, erquickt und tränkt?
Sonnenklare Herbstesruh',
Welche dein gedenkt.

(Geibel, 1864.)



Lachen und Raten



Das Sprachtalent.

„Der Professor Meyer soll plötzlich die Sprache verloren haben."
„Welche denn? Er spricht doch sieben perfekt."

*

Moral.

Man diskutierte über die Frage: Nackt baden oder nicht? Schulze hielt eine flammende Rede gegen die Nacktkultur und verdammte sie voll moralischer Entrüstung.
„Ist er denn so sittenstreng?"
„Das nicht, aber — Fabrikant von Badeanzügen!"

*

Schottisch.

Schotte zum Fremdenführer: „Sie wollen mir also die Sehenswürdigkeiten zeigen. Was kostet das?"
„Zehn Mark!"
„Gut, ich gebe ihnen die Hälfte. Ich bin kurzsichtig!"

*

Verschönerungsverein.

Im Stadtpark von Stockholm steht eine tausendjährige Tanne.
Die Tanne ist der Stolz von Stockholm.
Gestern wurde die Tanne umgeschlagen.
Drei Stockholmer waren damit amtlich beschäftigt.
„Warum hauen Sie denn diesen schönen Baum um?" staunte der Fremde.
Der Stockholmer Verschönerungsverein antwortete:
„Weil hier eine Tafel herkommt, daß die Anlagen dem Schutze des Publikums empfohlen sind."

*

Kündigungsgrund.

Der Chauffeur Max hat gekündigt. Zum nächsten Ersten.
Die Köchin Babette erfährt es und läuft tränenden Auges in die Garage.
„Max, du hast gekündigt? Warum?"
„Die Behandlung lasse ich mir nicht länger gefallen. Die gnädige Frau schimpft mich jeden Tag genau so aus, als wenn ich der gnädige Herr selber wäre!"

Pädagogisch.

Einst besuchte der Alte Fritz eine Schule. Merkwürdigerweise aber schien der Lehrer den hohen Gast kaum zu beachten, denn er fuhr ruhig mit dem Unterricht fort. Dann entließ er die Kinder.
Erst als diese das Schulzimmer verlassen hatten, verbeugte der Lehrer sich tief vor dem erstaunten König und bat ihn vielmals um Entschuldigung.
„Wenn nämlich meine Buben merken, Majestät", erklärte er, „daß noch einer über mir ist, dann haben sie schon gar keinen Respekt mehr vor ihrem Lehrer!"
Der Alte Fritz aber lachte: „Das nenne ich mir einen echten Pädagogen!" schmunzelte er.

*

Geschäftsvertrag.

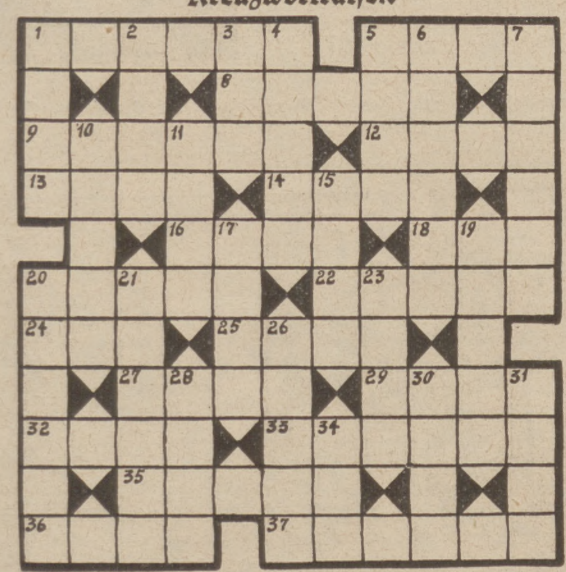
Vor der Hauptgeschäftsstelle der Deutschen Bank steht Max Klauker, gebürtig aus Ponnewitz, und verkauft Bananen. Max Klaukers „fliegender" Bananenladen geht sehr gut. Man sieht es Max an seinem wohlgenährten Äußeren an.
Fritz Mauker, ebenfalls gebürtig aus Ponnewitz, schlendert beschäftigungs- und verdienstlos des Weges. Plötzlich sieht er Max Klauker hinter seinem Wagen.
„Hallo, Max, Landsmann, wie geht es dir?"
„Danke, ausgezeichnet!" triumphiert Max.
Inzwischen sieht Fritz zu, wie Max fortwährend Bananen verkauft; dann beschließt er, Max anzupumpen.
„Borge mir bitte fünf Mark!"
„Nee, ausgeschlossen — darf ich nicht!" wehrt Max ab. „Ich habe nämlich mit der Deutschen Bank einen Geschäftsvertrag, wonach ich kein Geld verleihe und die Deutsche Bank keine Bananen verkauft!"

*

Aufklärung.

Im Lesebuch kommt das Wort Erbstück vor. Franz fragt den Lehrer, was das ist.
„Eine Sache", sagt der Lehrer, „die erst dein Großvater, dann dein Vater und schließlich du bekommst."
„Also meine Hosen", ist Fritzchen plötzlich aufgeklärt.

Kreuzworträtsel.



W a a g e r e c h t: 1. Gesichtsmasken, 5. Nagetier, 8. Römischer Grenzwall, 9. Lyrisches Gedicht, 12. Soviel wie Abscheu, 13. Farbe, 14. Verpackungsgewicht, 16. Alkoholisches Getränk, 18. Abessinischer Titel, 20. Teil der Pflanze, 22. Heldengedicht des Homer, 24. Griechische Göttin der Morgenröte, 25. Deutscher Admiral während des Weltkrieges, 27. Deutsche Spielkarte, 29. Teil der Kirche, 32. Weiblicher Vorname, 33. Nordspitze Rügens, 35. Stadt in Indien, 36. Männliches Schwein, 37. Stadt in Italien.

S e n k r e c h t: 1. Stadt in Ostfriesland, 2. Papiermaß, 3. Hoherpriester, 4. Fehllos, 5. Wehrmacht, 6. Eingeborenentruppe Ostafrikas, 7. Soviel wie Befehl, Verordnung, 10. Gesellschaftsspiel, 11. Geschenk, 15. Gesangstück, 17. Fluß im Harz, 19. Bruder Moses, 20. Geliebte des Zeus, 21. Gestalt aus einer Wagner-Oper, 23. Schadhafte Stelle am Schiff, 26. Lastkahn, 28. Wildes Tier, 30. Bekleidungsstück, 31. Volksvertretung in Georgien, 34. Spanisch: Fluß.

Versrätsel.

Bald bin ich kurz, bald lang,
Bald krumm, bald gerade.
Mit anderem Kopfe blüh' ich
An südlichem Gestade.

Scheinbarer Widerspruch.

Von vor- und rückwärts gleich ich bin,
Doch deut' ich stets auf seitwärts hin.

Dreierlei.

Häng' dem Schornstein des Hauses getrost und beherzt einen Fuß an,
Sieh, dann wird er zur Stadt, die im Rheinlande liegt.
Fügst du noch einen zweiten daran (aber finde den richt'gen!),
Wirds ein Speisegewürz — kräftig und stark konzentriert.

Rechenaufgabe.

Eine Motorfahrzeugfabrik ließ für eine Anzahl fertiggestellter Motorwagen und Motorräder 100 Reifen und 28 Hupen kommen. Um wieviel Wagen und wieviel Räder handelte es sich dabei?

Wirkung.

Da er sehr eifersüchtig war,
Schöpft' ohne Grund er häufig Wort;
Wort hat sie ihm das schwer und lief
Mit einem andern einfach fort.

Groß und klein.

Der G—, der Z—, ein Ende beide,
Obwohl sich's kaum vergleichen läßt,
Der G— gewaltig groß, der Z— nur
Ein Endchen oder Überrest.

Liebe von Dauer.

Die „Wort" ist es, die deine Liebe
Beständig macht, sie kann erreichen,
Daß deine Liebste dir bleibt immer
„Wort, klein geschrieben und verstellt ein Zeichen".

Verschieberätsel.

Binsenwahrheit
Heraklit
Bartscherer
Cyankali
Eschenholz
Pflasterstein
Tropenwunder
Mentone
Leoncavallo
Barcelona
Legationsrat.

Diese Worte sind waagerecht so zu verschieben, bis zwei senkrechte Buchstabenreihen den Namen des größten englischen Dramatikers und eines seiner Werke ergeben.

Im Tiergarten.

Raubtiere sind die „Eins-zwei",
Bedrohlich ist ihr „Drei".
Im Garten such das Ganze,
Dort siehst du's auch als Pflanze.

Verbindung.

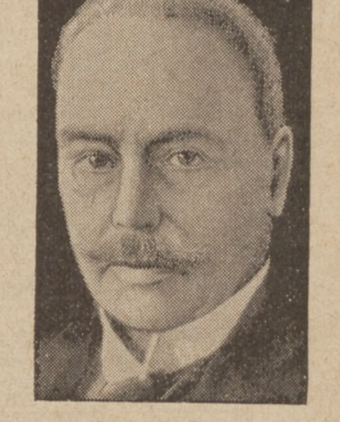
Das Erste kannst du auch im Liegen finden,
das Zweite hat zuletzt ein Knabe,
das Ganze soll die Menschen so verbinden,
daß es nicht endet selbst im Grabe.

Die Auflösungen folgen in der nächsten Nr. des „Ost-Deutschen Volksblattes".

Verantwortlicher Schriftleiter: Alfred Loake, Poznań. Druck u. Verlag: Concordia, Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.







Oben rechts: **Deutscher Sportplatz in Lemberg**. Jugend bei gymnastischen Uebungen.

* * *

Oben links: **Danzigs letzte Ehrung für den Völkerbund-Kommissar.** Die sterblichen Überreste des verstorbenen Völkerbund-Kommissars für Danzig, des Grafen Gravina, sind von Danziger Schutzpolizei unter Vorantritt des Danziger Bischofs O'Rourke nach dem St. Albrecht-Friedhof überführt worden, wo sie eine Zeitlang aufgebahrt bleiben. Die Leiche wird dann nach Italien überführt und dort zur letzten Ruhe bestattet.

* * *

Mitte: **Der Entdecker des Malaria-Erregers gestorben.** In London ist im Alter von 75 Jahren der Bakteriologe Ronald Roß gestorben, der sich durch seine Entdeckung des Malaria-Erregers, der bekanntlich von den Moskitos übertragen wird, einen unvergänglichen Namen geschaffen hat.

* * *

Unten links: **Die gefährlichste Luftwaffe.** Englisches Bombenflugzeug, das eine Geschwindigkeit von etwa 250 St.Km. erreicht, beim Abwerfen eines Lufttorpedos, der modernsten Waffe des Seekrieges.

* * *

Unten rechts: **100 Jahre Gustav-Adolf-Verein**. Mit dieser gewaltigen Kundgebung vor dem Völkerschlacht-Denkmal in Leipzig nahmen in Leipzig die Feierlichkeiten aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums des Gustav-Adolf-Vereins ihren Anfang.

